Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

ft 18 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.



nahme: Joseph Zeiter

Amtliche Mitteilungen

Einheitliche Bewertung der Reifezeugnisse in Großdeutschland

Die in der Ostmark und den Sudetendeutschen Gebieten an Gymnasien, Realgymnasien, Reformrealgymnasien, Realschulen, Oberlyzeen und Frauenoberschulen erworbenen Reifezeugnisse sollen nach einer Anordnung des Reichserziehungsministers mit denen des Altreichs allgemein gleichgewertet werden, insbesondere auch für die Zulassung zum Hochschulstudium. Frühere Zeugnisse Oesterreichs und des Sudetenlands, die die Hochschulreife vermittelten, haben in jedem Falle diese Berechtigung für das großdeutsche Gebiet. Ergänzungsprüfungen für bestimmte Fachstudien erfolgen künftig nur noch im Rahmen der Bestimmungen des Altreichs. Diese Anordnung des Reichserziehungsministers gilt ebenfalls für die Reifezeugnisse der früheren siebenklassigen Realschulen, die in Oesterreich letztmalig 1934, im Sudetenland letztmalig 1938 ausgestellt worden sind.

*

Der Schulgeldzuschlag für auswärtige Schüler

In Preußen sind die Unterhaltsträger der nichtstaatlichen öffentlichen höheren Schulen durch das Schulgesetz ermächtigt, für auswärtige Schüler einen Zuschlag zum Schulgeld bis zu einem Viertel des Grundbetrages zu erheben. Dieser Zuschlag wird von den Eltern in Unkenntnis der finanziellen Sachlage meist als unbillig empfunden. Die Ermächtigung hat aber ihren Grund in der bestehenden Schullastenregelung, wonach die Städte, die höhere Schulen errichtet haben, die Kosten der Schulunterhaltung in der Regel allein tragen müssen. Staatsbeihilfen gibt es nur in verhältnismäßig sehr geringem Umfange. Nur etwa ein Drittel des Aufwandes wird durch Schulgeldeinnahmen gedeckt; zwei Drittel der hohen Schullasten müssen die Einwohner der schultragenden Gemeinde mit ihrer Steuerkraft aufbringen, während die auswärtigen Erziehungsberechtigten jedoch an dieser Last nicht mittragen. Die Städte mit höheren Schulen bringen also zugunsten der auswärtigen Schüler zusätzlich ein überaus großes Opfer. So beträgt der Zuschußbedarf je Schüler nicht weniger als 400 RM jährlich. Wie stark „einheimische" Bevölkerung z. B. in kleineren Städten zugunsten der „auswärtigen" Schülereltern belastet wird, ergibt sich aus der Tatsache, daß sich in den höheren Schulen der preußischen Gemeinden unter 20 000 Einwohnern durchschnittlich etwas mehr als 50 v.H. auswärtige Schüler befinden. Nichtsdestoweniger ist der Schulgeldzuschlag für auswärtige Schüler keine ideale Einrichtung. So hat der Reichserziehungsminister im Einvernehmen mit dem Reichsinnenminister bereits im vorigen Jahre den Schulträgern empfohlen, von der gesetzlichen Ermächtigung zur Erhebung des Auswärtigenzuschlags „möglichst nur dann Gebrauch zu machen, wenn es die Haushaltslage erfordert". Wie jedoch die Zeitschrift „Der Gemeindetag" dazu bemerkt, gibt die Haushaltslage vieler Gemeinden und Gemeindeverbände leider nicht die Möglichkeit, auf den Zuschlag zu verzichten. Der Deutsche Gemeindetag ist vielmehr seit langem der Auffassung, daß den Städten mit den Höheren Schulen die Schullasten erleichtert werden könnten, wenn sich die Kreiskommunalverbände, aus denen die Schüler in erheblicher Anzahl eine städtische höhere Schule besuchen, zu angemessenen Kostenbeiträgen bereitfinden ließen. In vielen Fällen werden auch schon solche Kreiszuschüsse gezahlt, wodurch dann die Erhebung von Auswärtigenzuschlägen überflüssig wird. Nach einer Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts kann zudem der Kreis, der diesen Zuschuß gewährt, die für ihn entstehende Mehrbelastung auf die kreisangehörigen Gemeinden anteilig umlegen, denen das Bestehen der Höheren Schule in der Stadt Vorteile bringt. Entscheidend für eine solche Regelung des Lastenausgleichs bleibt indessen immer wieder die Haushaltslage.

*

Genauere Angaben in Abgangszeugnissen

Ein erheblicher Teil deutscher Schüler und Schülerinnen besucht einklassige oder wenig gegliederte Schulen, die nicht voll ausgebaut sind. Bei Schülern, die von solchen Schulen abgehen, ist es für Handwerksmeister, Gewerbetreibende und für die Wirtschaft wichtig, daß die Stufe bekannt ist, die von diesen Schülern erreicht wurde. In den Abgangszeugnissen gerade dieser Schulen aber waren bisher Angaben über die zuletzt erreichte Stufe nicht enthalten. Der Regierungspräsident von Stettin — ein Regierungsbezirk, der überwiegend ländliche Schulen hat — verfügt darum, daß künftig in den Zeugnissen angegeben werden muß, wieviele Stufen oder Klassen die Schule hat und ob der abgehende Schüler das Ziel der Schule erreicht hat oder aus welcher anderen Stufe er ausscheidet.

*

Anzahl der kinderreichen Mütter

Wie das Statistische Reichsamt mitteilt, hatten im Jahre 1933 24,7 % der Ehefrauen vier oder mehr Kinder, 1939 hatten nur noch 21,3 % der Ehefrauen diese Kinderzahl. Anfang 1939 hatten im Altreich 3 420 000 Ehefrauen und 1 600 000 Witwen und Geschiedene (zusammen 5 020 000) vier oder mehr Kinder. In Großdeutschland (ohne Protektorat) hatten insgesamt 5 750 000 Mütter vier und mehr Kinder, und zwar 2 950 000 vier und fünf Kinder, 1 400 000 sechs und sieben Kinder und 1 400 000 acht und mehr Kinder.

Bisher erschienene Beiträge zu unserer Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit"

Heft 18 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht



Aufnahme: Joseph Zeiter

Die deutschen Familiennamen

Von Wilhelm Bothe

Unsere Familiennamen sind alt. Sie sind ein Erbe der Vergangenheit, das uns sichtbar mit ihr verbindet. Was wir an körperlichen und geistigen Eigenschaften von unseren Vorfahren überkommen haben, davon haben wir nur in den seltensten Fällen und nur für wenige Generationen Kunde. Den Namen aber, den haben unsere Ahnen schon seit Jahrhunderten getragen, denn seit etwa 850 Jahren ist es in Deutschland Sitte, dem Vornamen noch den Nachnamen beizufügen. Er kann uns manches von der Herkunft, dem Beruf oder den besonderen Eigenschaften unserer Vorfahren erzählen.

Die ehemaligen Vornamen

Die Nachnamen, die aus den ehemaligen Vornamen entstanden sind, stellen wohl zahlenmäßig die stärkste Gruppe dar.

Jeder kennt die Albrecht, Otto, Friedrich, Jakob und Wilhelm. Sehr häufig kommen sie auch in der Form der Patronymika, d. h. der Vatersnamen, vor. Ein Paulsen oder ein Wilms ist der Sohn eines Paul oder Wilhelm. Ein s oder z oder tz am Ende eines Namens deutet fast immer auf eine solche Herkunft.

Im Kreise Flensburg endigen 90% aller Familiennamen auf sen; in Kopenhagen gibt es 50 000 Familien, die Hansen heißen. Das machte bei der Postbestellung solche Schwierigkeiten, daß man allen Hansen erlaubt hat, ihren Namen zu ändern.

Da heißt eine Familie Pauli oder Wilhelmi. Das ist ein Erbteil aus der Humanistenzeit, als es für vornehm galt, seinen Namen zu latinisieren oder zu gräzisieren. Da wurde aus einem urdeutschen Schwarzert ein Melanchthon, d. h. ein Mann der schwarzen Erde, aus einem Reuchlin ein Kapnion, d. h. ein kleiner Rauch, aus einem Müller wurde ein Mylius oder Molitor, aus einem Schmied ein Faber, aus einem Bauern ein Agricola. So hängte man auch an den Namen das vornehmere lateinische i des Genitivs an, und aus einem Paulsen oder Wilmsen wurde ein Pauli oder Wilhelmi. Wer einen solchen Namen trägt, kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sein Ahn damals vor 400 Jahren dem Gelehrtenstande angehörte. Bauern und Handwerker haben ihre Namen nur sehr selten latinisiert.

Aber vielen Namen sieht man es heute nicht mehr an, daß sie aus ehemaligen Vornamen entstanden sind. Denn der Namenreichtum unserer Vorfahren ist verschwunden. Noch vor 1000 Jahren gab es etwa 7000 männliche Vornamen; heute begnügen wir uns mit etwa 1200, von denen noch die Hälfte nichtdeutschen Ursprunges ist. Die Zahl der häufiger vorkommenden Vornamen beträgt heute überhaupt nur noch 4—500.

Schlägt man ein altdeutsches Namenbuch auf, so ist man überrascht von dem Reichtum der Vornamen. Und dabei besaßen die alten deutschen Vornamen eine Fülle und Kraft, die den heutigen meistens fehlt. Da finden wir die Adohar und Arinwald, Adabald und Ansobert, Berowin und Bilihar, Dagafrid und Thrasolt, Erliwin und Feginolt, Gennear und Hagabert, Herigaud und Gastarat, Leudowald und Magefrid, Raghar und Hrodachar, Selphar und Odolant, Withari und Winimar. Vergleicht man mit diesen Formen die Nachnamen, die aus diesen Vornamen entstanden sind, dann wird uns klar, wie leicht man in der Deutung irren kann, denn die heutigen Namen lauten: Ader und Ahrenhold, Appelt und Osbarth, Berwein und Biehler, Daffert und Tressel, Erlenwein und Feinholz, Gönner und Haiber, Herrgott und Kastert, Lewald und Maifahrt, Reger und Rothacker, Selbherr und Uhland, Wetter und Wimmer.

Wer sieht es den Namen Teubert, Dütschke, Döderlein, Dudel, Duden und Timm an, daß sie alle von einem mit Diet zusammengesetzten Vornamen wie Dietrich oder Theobald (Dietbald) herkommen?

So kommen Nolte von Arnold, Bolle von Baldwin, Eicke von Eginhard, Göschen von Gottfried, Lemke von Lamprecht, Röhrig von Ruprecht.

Man muß einmal in Familiengeschichten nachlesen, welche abwegigen Deutungen da den Namen nicht selten gegeben werden, weil die Kenntnis der Entstehung der Familiennamen fehlt. So hat der Name Gellhorn nichts mit einem gellenden Horn zu tun, in das angeblich einmal ein Vorfahr geblasen und auf diese Weise die Schlacht gewonnen haben soll, sondern ist der niederdeutsche Name Gelhor, der nichts anderes als Gelbhaar, Blondkopf bedeutet.

Auch aus nichtdeutschen Vornamen werden Nachnamen gebildet, so Brahms aus Abraham, Drews aus Andreas, Bartsch aus Bartholomäus, Nissen aus Dionysius, Klasing aus Nikolaus, Pietsch aus Peter, Brose aus Ambrosius, Niels aus Cornelius, Plöhn aus Apollonius, Saar aus Balthasar, Görres aus Gregor, Laar aus Hilarius, Stoffers aus Christophorus, Köpke aus Jakobus, Leux aus Lukas, Teske aus Matthäus, Peschke aus Paulus, Stenzel aus Stanislaus, Damaschke aus Thomas, Fentzke aus Valentin.

Ferner gehen fast alle Familiennamen mit der Endung el auf Verkleinerungsformen altdeutscher Vornamen zurück. Diese Form wurde im Althochdeutschen auf ilo gebildet, die in unserer Sprache zu el wurde.

So sind die Namen Bandel aus Bandilo, Bebel aus Babilo, Brill aus Britilo, Händel aus Handilo, Rethel aus Ratilo, Scherl aus Skerilo und Wessel aus Wazilo entstanden.

Aus diesen wenigen Beispielen dürfte schon klar geworden sein, wie groß die Zahl der deutschen Familiennamen ist, die aus Vornamen entstanden sind.

Man kann wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß die gute Hälfte unserer Nachnamen, deren Zahl etwa 100 000 beträgt, aus ehemaligen Vornamen hervorgegangen ist. Jeder, der seinen Namen schwer deuten

Aufnahme:
Elisabeth Hase



Der Stammsitz der Geschlechter Müller, Möller usw.

kann, sollte daher zunächst an Entstehung aus Vornamen denken. Das führt meist viel eher zum Ziel als die Deutung aus der Familienüberlieferung, die doch meist den bloßen Gleichklang benutzt und daran irgendeine erfundene Geschichte hängt, die den Namen erklären soll.

So hat der Name Kummer nichts mit dem Seelenschmerz zu tun, sondern ist der alte Vorname Kunemar, und der Römer stammte nicht aus Rom, sondern von dem guten Deutschen Rumhari, und die Familie Herrgott hat ihren Namen nicht von einem Vorfahren, der diesen Ausruf dauernd gebrauchte, sondern von dem Vornamen Herigaud.

Die Herkunftsnamen

Die zu dieser Gruppe gehörigen Namen sind wohl die ältesten Familiennamen, denn sie treten vor allem beim Adel auf, der zuerst Nachnamen einführte. Das von des Adels bedeutet ja zunächst nur die Herkunft. Deshalb wechselten im Mittelalter bei dem Adel die Nachnamen, wenn der Wohnort wechselte. So können fast alle Adelsfamilien ihren Namen auf ein Dorf oder eine Burg zurückführen. Dasselbe gilt aber auch von vielen bürgerlichen Familien, die auch das adlige von vor ihrem Namen führten. Im Jahre 1385 trugen in Nordhausen noch 27 bürgerliche Ratsherren das von, das in diesem Falle nur reine Herkunftsbezeich-

nung war, vor ihrem Namen; hundert Jahre später ist es bei den Nordhausener Ratsherren jedoch völlig verschwunden.

Für das „von" trat dann oft die Nachsilbe er ein; aus einem Hans von Breslau wurde ein Hans Breßler. So ist es nicht schwer, Namen wie Basler, Berner, Bremer, Jülicher, Meggendorfer, Meißner, Haller zu deuten.

Auch Namen wie Bayer, Franke, Sachse, Westphal, Preuß, Düring, Friese, Heß sind leicht zu erklären. Ein Vorfahr ist einmal aus einer dieser Landschaften in eine andere eingewandert und wurde dann eben der Bayer oder der Sachse genannt. Hier sind alle Länder vertreten, wie die nicht seltenen Familiennamen Böhme, Pollak, Türk, Franzos, Welsch, Italiander, Schotte, Unger u. a. zeigen.

Auch die Namen auf ski sind Ableitungen aus slawischen Ortsnamen. Die Familie des berühmten österreichischen Feldmarschalls Radetzky stammte aus Hradec in Böhmen.

Schwieriger ist die Deutung von Herkunftsnamen, wenn sie sich auf die Lage und Beschaffenheit des Wohnortes beziehen. So ist Echterbäcker kein „echter Bäcker", sondern ein Mann, der „achter der Beeke", d. h. hinter dem Bache, wohnte.

Ein Kennzeichen dieser Gruppe von Herkunftsnamen sind die Endungen wie — acker, — au, — bach oder beck, — brink (hochliegende Grasfläche), — bronn oder brunn, — bühl oder biegel (kleine Bodenerhebung), — busch, — eck oder egg (scharfe Kante am Berg), — furt, — grub oder gruber, — hagen, — hausen, — heim oder heimer, — öder oder eder (unbebaute Gegend), — reut (gerodetes Land), — ried (Sumpfland).

Oft sind die Endungen geändert, angeglichen oder verschliffen worden. Der Holzbecher wohnte am Holzbach, beim Krummacher ist das b ausgefallen (eigentlich Krummbacher), der Pichler ist kein Trinker, sondern wohnte am Bühl, der Forchhammer hatte nichts mit dem Hammer zu tun, sondern stammte aus Forchheim, der Baurat war kein Beamter, sondern kam aus Baurode in Hessen.

Der Piepenbrink bringt nicht die Pfeife, sondern wohnte auf einem Hügel (Brink), auf dem ein Röhrbrunnen (Piepe) stand, der Tellkampf hatte nicht wie Tell gekämpft, sondern hatte sein Haus auf einem mit Stecklingen (Tilgen) besetzten Feld (Kamp).

Im Mittelalter trugen die Häuser meistens Namen; das war der Ersatz für die Hausnummern. So erzählt Gottfried Keller in seiner Novelle „Kleider machen Leute", wie Wenzel Strapinski durch Goldach geht und von den Hausnamen die Zeitalter abliest: da tragen die Häuser, die aus dem Mittelalter stammen, noch die kriegerischen Namen: zum Schwert, zum Harnisch, zum Ritter; die aus der Zeit der Aufklärung heißen: zur Eintracht, zur Bürgertugend, zum Landeswohl.

Der Erfinder der Buchdruckerkunst hieß eigentlich Gensfleisch, aber nach seinem Hause nannte er sich Gutenberg. So erklären sich Namen wie Rose, Nußbaum, Einhorn, Wolf, Fuchs, Krone. Der Name Adler ist schon früh als Haus- und Familienname bezeugt. So wohnte 1288 in Köln ein Henricus de Aquila (aquila heißt auf lateinisch der Adler), 1297 in Speier ein Konrad zum Eichhorn, 1306 in Mainz ein Henricus zum Rebstock, 1493 in Worms ein Peter zum Stern.

Träger solcher Namen brauchen also nicht zu befürchten, daß sie jüdischer Abstammung sind.

Die Berufsnamen

Diese dritte Gruppe unserer Familiennamen dürfte in den städtischen Siedlungen entstanden sein, denn gerade dort, wo sich viele Menschen des gleichen Vornamens auf einem verhältnismäßig kleinen Raum zusammendrängten, war es notwendig, Unterscheidungen zu machen. Was lag näher, als Georg den Bäcker von Georg dem Schneider oder Georg dem Gerber durch den Zusatz seines Berufes zu unterscheiden.

Diese Namen scheinen auf den ersten Blick leicht zu deuten, und sind es in den meisten Fällen auch. Gerade die häufigsten Namen wie Schulze, Müller, Schmidt, Meier (Verwalter eines bäuerlichen Gutes) und Lehmann (Lehnsmann) sind Berufsnamen. In Berlin gibt es an die 17 000 Träger des Namens Schulz (mit seinen Nebenformen wie Scholz, Schulte, Schultheiß), 7000 Familien Müller und ebensoviele Schmidt, 3000 Meier und Lehmann.

Aber in früheren Zeiten gab es Gewerbe und Berufe, die heute verschwunden sind, oder Bezeichnungen, die heute nicht mehr gebräuchlich sind oder nur in bestimmten Gegenden Deutschlands gebraucht werden.

Was war z. B. ein Pfeilsticker, was ein Schwertfeger, was ein Schröter? Der Pfeilsticker war der Handwerker, der die Holzteile (die Stecken) der Pfeile herstellte, der Schwertfeger fegte die Schwerter, d. h. er machte sie blank, polierte sie, der Schröter war der Schneider, denn schroten heißt abschneiden (noch heute erhalten in Schrot und verschrotten). So tauchen unter den deutschen Familiennamen eine große Anzahl von Berufen auf, die es entweder heute nicht mehr gibt oder die eine andere Bezeichnung tragen.

Der Geßner war der Geißhirt, der Bürzler der Schweinehirt, der Enke der Ackerknecht. Der Wegesser war kein Vielfraß, sondern stellte die Pflugschar (althochdeutsch: waganso) her, der Kändler Zinngefäße (Kannen), der Plattner Plattenharnische, der Bogner Bogen, der Sporer Sporen.

Der Pfotenhauer war kein Spitzname für einen Lehrer, sondern hatte seinen Namen von den Dachbalken, die Pfetten genannt wurden.

Den Beutler, Taschner und Lederer würden wir heute Sattler nennen. Der Treppmacher machte keine Treppen, sondern Trippen, d. h. Holzpantoffeln, Pantinen. Der Schopenhauer schnitzte die hölzernen Schöpfkellen, die Schopen. Auch die übrigen -hauer, die Baumhauer, Bretthauer, Scheithauer, Moldenhauer waren Holzbearbeiter. Der Kugler machte die Gugel, die Kapuze, der Küter verarbeitete die Eingeweide, der Fechner das feine Pelzwerk (noch heute Feh genannt). Der Pfister war der Bäcker, der Kerner oder Körner der Müller, der Kretschmer der Gastwirt, der Schwegler der Flötenbläser, der Pagenstecher der Roßschlächter, der Euler der Ofensetzer, der Dunker der Tüncher. Der Hackmeister war kein Fleischer, sondern ein Habichtsmeister, der Reuter war entweder ein Mann, der Unland urbar machte, oder ein Wegelagerer, denn das bedeutet Reuter ursprünglich, nicht etwa Reiter.

Niederdeutschen Ursprungs sind Namen wie Bödiker oder Bädeker (Böttcher), Schütte (Schütze), Schlüter (Schließer, Gefangenenwärter).

Diese Auswahl gibt nur eine kleine Anzahl früherer Berufe wieder, denn das Mittelalter kannte eine sehr weitgehende Arbeitsteilung, die in der Eigenart der Zünfte begründet war.

So gab es in dem Eisen verarbeitenden Handwerk die Messer-, Nagel-, Nadel-, Draht-, Hammer-, Huf-, Beil-, Blech-, Eisen-, Gold-, Silber-, Kupfer-, Grob-, Klein-, Becken-, Schar-, Kessel- und Zirkelschmiede, denen wir heute noch in den betreffenden Familiennamen begegnen.

In die Gruppe der Berufsnamen gehören schließlich auch noch die Familiennamen, die auf Verwandtschaftsbezeichnungen zurückgehen wie Kindervater, Bruder, Vetter, Trautvetter, Bräutigam, Schwager oder Schwieger, Kleineidam.

Die Eigenschaftsnamen

Die vierte und letzte Gruppe der Familiennamen bilden die Namen, die eine Eigenschaft des Trägers bezeichnen.

Schon aus der Geschichte kennen wir Karl den Kahlen und Otto den Faulen, Ludwig den Frommen und Friedrich den Weisen, Iwan den Schrecklichen und August den Starken. Und so erhielten auch viele Menschen ihren Beinamen, der später zum Nachnamen wurde, nach einer hervorstechenden Eigenschaft, einem körperlichen oder geistigen Merkmal.

So sind Namen wie Schwarz und Rothe, Kahle und Krause, Groß und Klein, Kluge und Stolze entstanden.

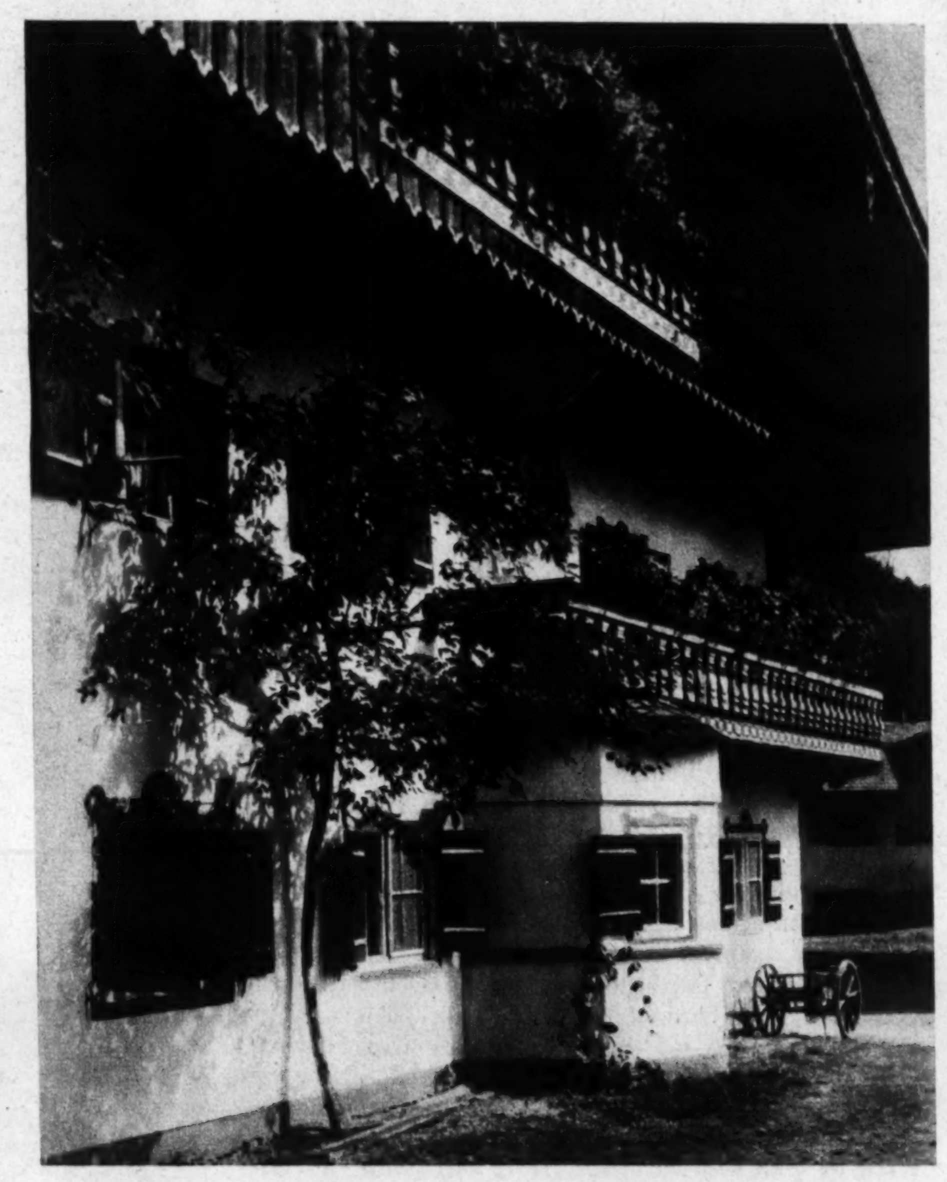
Aber auch Namen wie Baumstark, Korthals, Harnack (harter Nacken), Kroll (kraushaariger Mensch), Greiner (greinen bedeutet weinen), Schiller (der Schielende), Flahshaar, Stammler, Knackfuß, Wunderlich, Ohnesorge, Stumpf (ein kleiner, dicker, Mensch), Rauchhaupt (von rauh), (Straube (vom struppigen Haar), Wohlgemut, Wildermut, Brausewetter, Zorn und Greulich gehen auf Eigenschaften seines ersten Trägers zurück.

Im Mittelalter wurden bei den Gesellentaufen den Täuflingen Spitznamen gegeben, bei Schneidern etwa Schmalstich oder Seidenfaden, bei Schmieden Feuerherd, Frischeisen oder Hufnagel, bei Bäckern Gutbrot, Sauerteig oder Pustkuchen. Im Jahre 1595 fand in Braunschweig eine Tagung der Kupferschmiede statt. Alle dabei anwesenden Gesellen — 32 an der Zahl — wurden in dem Bericht nur mit ihrem Spitznamen wie Unverdrossen, Besinne dich wohl, Kaufe das Bier, Springinsfeld usw. bezeichnet. — Zu diesen Namen gehören auch die Namen, die aus ganzen Sätzen bestehen wie Thudichum, Wehrenpfennig (wahr den Pfennig), Hebenstreit (heb den Streit an), Schittenhelm (rück den Helm zurecht), Südekum (sieh dich um), Schluckebier, Griepentrog (greif in den Trog), Schneidewind (kämpf dich durch den Wind), Rumschöttel (räume die Schüssel) u. a.

Der kraftvolle Humor unserer Vorfahren hat sich gerade in diesen Namen offenbart. Die Urkunden, Chroniken und Bürgerbücher des Mittelalters wimmeln von solchen lustigen Namen.

Da finden wir in den Urkunden von Frankfurt Namen wie Richard Borgenit, Konz Hand in dem Sacke, Veltin Rufmich, Jakob Ohne Seele, Hans Versum es nit. Da lebte im Jahre 1420 in Eßlingen der ehrsame Bürger Melchior Affenschmalz, 1399 in Frankfurt ein Konrad Kirschenfresser, 1398 ebenfalls in Frankfurt eine Else Klapperzahn, 1525 in Oberschwaben ein Bartholomäus Schmalznapf. Im Jahre 1419 hieß der Abt von Blaubeuren Johann Ungeheuer, und 1312 lebten in Eisenach die Brüder Zeisigbein.

So führt uns die Deutung unserer Familiennamen tief in die Geschichte unseres Volkes. Reichtum und Kraft unserer Muttersprache, Farbigkeit und Fülle unseres völkischen Lebens, Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit germanischen Denkens sprechen aus ihnen. Ein Erbe der Vergangenheit sind sie, das wir in Ehren halten sollen.



Aufn.: Harry Meyer: **Stammsitz der Familie Berghof oder Oberhofer usw.**

Ist Botanik langweilig?

Viele werden gleich von vornherein geneigt sein, das Thema Botanik dem Spezialisten zu überantworten, weil sie in ihrer nun längst vergangenen Schulzeit üble Erfahrungen damit gemacht haben und Schneeglöckchen, Hahnenfuß oder Kornblume in Klassen, Unterklassen und Familien einordnen sollten, was ihnen aber immer vorbeigelang, weil sie eben so gar keinen Sinn für Systematik aufbringen konnten, sehr zum Leidwesen ihres Lehrers, der es wiederum wundervoll beruhigend fand, wenn jedes Lebewesen (auch die Pflanzen gehören zu den Lebewesen!), hübsch mit einem Schildchen versehen, in ein System gebracht werden konnte. Dieser Botaniklehrer gehört der Vergessenheit an. Die meisten von uns werden aber trotzdem auch später der Botanik kein Interesse mehr entgegengebracht haben; denn das Tempo, in dem sich ihr Leben abspielt, ließ ihnen nie Zeit, einmal geruhsam zu Fuß zu gehen und den stillen Blühern auf Feld und Wiese Beachtung zu schenken. Was sollten uns auch schließlich die stummen Pflanzen zu sagen haben, die am Wegrand oder im Chausseegraben ihr Dasein vollenden? Wir sind an 100 Kilometer-Geschwindigkeiten gewöhnt und haben uns dieses Tempo mit einer gehörigen Naturentfremdung erkauft.

Dagegen hilft auch die Kakteenzucht am Fenster nicht (das ist letzten Endes nur eine Mode!), genau wie es wenig mit Botanik zu tun hat, wenn jemand weiß, daß unsere Gartentulpe zu den Liliengewächsen zu rechnen ist, die wiederum zur Klasse der Einkeimblättrigen und schließlich zur Gruppe der Bedecktsamigen gehören. Auch die Anlage eines Herbariums (boshafterweise Heusammlung genannt!), wenn sie nicht aus wissenschaftlichem Interesse geschieht, hat noch niemanden in den Ruf gebracht, ein Pflanzenkundiger zu sein.

Was wissen wir denn schon von den Pflanzen unserer Nachbarschaft? Denken wir denn jemals daran, daß sich wenige Schritte von unserem Haus entfernt die erbittertsten Kämpfe in der Pflanzenwelt abspielen? Kaum haben wir die Haustür geschlossen, so trampeln unsere mehr oder weniger derben Schuhe schon vergnügt auf einer ganzen Anzahl von winzigen Pflänzchen herum, die zwischen Plastersteinen ein bescheidenes Dasein auf einem Krümchen Erde führen. Nun, wir brauchen deshalb nicht sentimental zu werden; der Vogelknöterich mit dem bezeichnenden Beinamen Tennengras, der Löwenzahn und der Wegerich sind widerstandsfähig und zäh und daran gewöhnt, stiefmütterlich behandelt zu werden. Und wenn erst in hundert Jahren ein Botaniker käme, der die Flora der Pflastersteine zu seinem Spezialgebiet erklären würde, so wären sie auch noch da. Bitte, es ist tatsächlich eine alte Weisheit: „Unkraut vergeht nicht!"

Auf der Wiese am Rande der Chaussee geht unheimlich lautlos und für unsere Begriffe unendlich langsam ein wütender Kampf um Boden und Licht unter den Pflanzen vonstatten, aus dem der Stärkere den Sieg davonträgt und in dem der Schwächere unterliegen muß, es sei denn, er griffe zur List, wie es Klappertopf, Läusekraut und Wachtelweizen tun, die unterirdisch ihre Nachbarpflanzen „anzapfen", indem sie aus deren Wurzeln die ihnen fehlenden Nahrungssäfte heraussaugen. Ganz gefährliche Würger sind



Kleeseide und Flachsseide, die ihre dünnen bleichen Stengel, die mit Saugwarzen ausgerüstet sind, um die Pflanzen schlingen und sie zum Absterben bringen. Einen sonderbaren Geschmack entwickeln die fleischfressenden Pflanzen, zu denen der bekannte Sonnentau gehört, der sich nicht mit der im Bodenwasser gelösten Nahrung begnügt, sondern mit seinen zu raffinierten Fallen umgebildeten Blättern Insekten fängt und regelrecht wie in einem Magen verdaut. Lediglich die dürre Körperhaut, die kleinen Beinchen und die Flügel bleiben von dem unglücklichen Opfer übrig. Wem es Spaß macht, der kann die sonderbare Pflanze mit kleinen Rind- oder Kalbfleischbröckchen füttern; er wird beobachten, wie sich die gestielten Drüsen auf das „Opfer" senken und es festhalten, um es in aller Ruhe zu verdauen. Wir brauchen dieses mörderische Geschäft des Sonnentaus nur einmal ins Große zu übertragen, um einzusehen, daß grausamer ein Gelüst auf Fleischnahrung nicht befriedigt werden kann.

Wer erst einmal in stiller Beobachtung in das Leben der Pflanzen hineingelauscht hat und den Kampf ums Dasein bei diesen unverständlichen Geschöpfen erlebt hat, der wird ihn als Abbild der menschlichen Geschehnisse empfinden, und er wird erfahren, daß hier wie dort niemand aus diesem Kampf unbeschadet hervorgeht. Die Pflanzenwelt ist ihm lebendig geworden, und er beginnt zu ahnen, daß alles Lebende den gleichen Naturgesetzen unterworfen ist. Es ist jetzt nicht mehr als billig, wenn er seine neuen Freunde noch im einzelnen kennenlernen will und sie mit Namen benennen möchte.



Wir wollen die Bestimmungsbücher vorläufig noch beiseite lassen und lieber Umfrage halten (mit viel Geschick und Takt natürlich!) bei den Leuten, die noch lebendige Beziehungen zur Natur haben. Wenn wir auf unseren Wanderungen durch die Fluren und Dörfer nicht nur die Augen aufmachen, sondern auch die Ohren richtig aufknöpfen, so hören wir Pflanzennamen, die uns mehr vom Wesen und von der Bedeutung der Blumen und Kräuter zu erzählen wissen als mancher uns so trocken erscheinende Buchname.

Da haben Tausende und aber Tausende von Blüten des Scharfen Hahnenfußes und der Wucherblume die grüne Wiese in eine riesige gelb und weiß bestickte Decke verwandelt. „Goldknöpfchen" und „Talerblume" nennen die Kinder diese beiden Gewächse, deren Vorhandensein den Wert der Wiese durchaus nicht erhöht. Daneben führt die Wucherblume dem Gänserich oder „Gusser" zu Ehren den Namen „Gusserblume". Die saftige Pflanze mit der schön entfalteten Blattrosette heißt nicht etwa Löwenzahn, wie wir es wissen, sondern „Kettenstaude", weil geschickte Mädchenhände aus den hohlen Blütenstengeln lange Ketten zu verfertigen wissen, oder „Pusteblume"; denn die weißbefiederten Samen lassen sich leicht abpusten. Wirbeln die weißen Federchen dann durch die Luft, so spielen die Kinder „Lampenauspusten" oder „Die Engelchen fliegen". — Die noch grünen Früchte der Malve oder Roßpappel, die an Mauern und auf Schuttplätzen wuchert, haben der Pflanze den Namen „Käsenäpfchen" oder „Käseliebchen" eingebracht. Sie sehen auch wirklich wie kleine Käse aus, die in dem grünen Kelch wie in einem kleinen Napf stecken. Sie werden von den Kindern gesucht und verzehrt. Der Weiderich, der mit seinen roten Blütenähren prahlt, führt mit Recht den Namen „Stolzer Heinrich", und das Echte Labkraut mit seinen süßduftenden gelben Blüten ist als „Maria-Bettstroh" bekannt, weil nach einer mittelalterlichen Sage Maria ihr Kind in der Krippe auf dieses Kraut bettete. Das aus Peru stammende und als berüchtigtes Unkraut sattsam bekannte Knopfkraut wird treffend „Zigeunerkraut" genannt. Von Humor zeugt der Name „Weiberkrieg" für die Dornige Hauhechel, die sich an Wegrändern breitmacht. Vielleicht setzten kampflustige Frauen bei irgendeiner Gelegenheit mit den stachligen Zweigen ihren Männern zu. Wenn die Jungen Krieg spielen, so benutzen sie gern die Samenstände des Rohrkolbens als Waffe. Daher stammt die Bezeichnung „Bumskaulen" für diese Pflanze.

All diese Namen verraten uns schon einen intimeren Umgang mit der Pflanze, und wenn wir uns nur ein wenig Mühe geben, so werden wir erstaunt sein über die Fülle von Entdeckungen, die wir machen können. Gerade dem nicht berufsmäßigen Botaniker ist auch hier ein ertragreiches Gebiet der Forschung eröffnet. Wir hören von „Osterblumen" (Buschwindröschen),

von „Kaffeeblumen" (Feldsimse) und „Finkenmoos" (Renntierflechte), von „Kesselblumen" (Bach-Nelkenwurz) und „Fuchsbeerkraut" (Preiselbeere) usw., usw.

Schließlich verraten uns auch manche dieser volkstümlichen Pflanzennamen etwas über die Verwendung der Pflanzen. Die „Eisenbahnblume", die eigentlich Nachtkerze heißt und jede ihrer leuchtend gelben Blüten genau 24 Stunden lang entfaltet, trägt nebenbei noch den Namen „Wilde Strünke" (Strünke = Rüben). Tatsächlich wurden in Notzeiten die Wurzeln dieser Pflanze, die im Volksmund wegen ihrer rötlichen Farbe auch „Schinkenwurzeln" genannt werden, in Scheiben geschnitten und mit Essig und Oel angemacht, gegessen. Ein sonderbares und geheimnisvolles Gewächs ist die gelb blühende Kohldistel, die ihre gelbgrünen Blätter auf feuchten Wiesen entfaltet. Die alten Frauen des Dorfes nennen sie „Verwaschkraut" und erzählen uns auch, wenn sie uns des Vertrauens würdig halten, daß man „Verwaschkraut" in Wasser kochen und die Kinder, die sich „verschrocken" haben, damit abwaschen müsse. Die Blätter des Großen Wegerich führen den Namen „Hitzblätter", weil sie in der Volksmedizin bei der Heilung von Entzündungen und Wunden Verwendung fanden, indem man sie auf die Geschwulst legte, damit sie die Hitze herausziehen sollten.

Zahllose volkstümliche Pflanzennamen, hinter denen sich eine uralte und trotzdem oft heute noch geltende medizinische Erfahrung verbirgt, sind schon längst zu Buchnamen geworden. Wenn wir etwas von der Pestwurz hören, von Scharbockskraut (Scharbock = Skorbut), von Magenwurz, Brustlattich, Lungenflechte, Fieberklee, Krampfkraut usw., so verraten uns diese Bezeichnungen, daß der Mensch seit jeher bestrebt war, sich die „natürliche Apotheke" des großen Paracelsus nutzbar zu machen und in ihr immer neue heilbringende Kräfte zu entdecken. Daß ihm dabei der Aberglaube sehr oft einen Streich spielte, fällt nicht ins Gewicht, ist doch genug Wertvolles und Bleibendes entdeckt worden, was durch die moderne medizinische Forschung bestätigt wurde. Heute wird niemand mehr versuchen, sich mit Hilfe von Rainfarnblüten unsichtbar zu machen, auch wird keiner mehr auf den Gedanken kommen, sich eine Alraunwurzel um Mitternacht auszugraben, um durch ihren Besitz zu großem Reichtum zu gelangen, aber an der heilkräftigen Wirkung von Wermut, Salbei, Lindenblüten- und Hollundertee wird kaum jemand zweifeln können. Wir können sie hier nicht alle aufzählen, die hunderterlei mit Heilkraft ausgestatteten Pflanzen, denen wir draußen auf Schritt und Tritt begegnen, aber wenn wir erfahren, daß zu ihnen auch Schafgarbe, Ackerschachtelhalm, Erdrauch, Gänseblümchen, Gundermann, Klatschmohn und Hirtentäschelkraut rechnen, so können wir an der Tatsache nicht vorübergehen, daß sich darunter eine ganze Anzahl Kräuter befinden, die wir bis jetzt kaum beachtet haben, da sie uns lediglich unter dem Sammelbegriff „Unkraut" bekannt waren. Vielleicht betrachten wir jetzt all diese Pflänzchen einmal unter der interessanten Fragestellung: Ist Unkraut nützlich? Die Frage ist durchaus nicht paradox; wir werden vielmehr bei einer eindringlichen Beschäftigung mit dem Unkraut manche Voreingenommenheit ablegen.

Die alte Bauernregel: „Wer's Unkraut ein Jahr läßt stehen, kann sieben Jahr' jäten gehen" verrät uns, daß wir es bei den Unkräutern mit kräftigen und widerstandsfähigen Burschen zu tun haben. Vielleicht sind es auch gerade diese ihnen innewohnenden Kräfte, die unserem Organismus zugute kommen, wenn wir die Unkräuter als Heilpflanzen benutzen. Im Frühjahr, in der gemüsearmen Zeit, liefert der Löwenzahn einen wohlschmeckenden Salat aus seinen jungen Blätichen (Kenner legen Dachziegel auf die Pflanzen, damit die Blättchen kein Blattgrün entwickeln und gelb und zart bleiben). Auch die Brennessel, mit der wir alle schon einmal unliebsam in Berührung gekommen sind, der Sauerampfer und die Schafgarbe tragen dazu bei, die durch Vitaminmangel verursachte Frühjahrsmüdigkeit überwinden zu helfen, ganz zu schweigen von der genugsam bekannten Brunnenkresse.

Wer die Pflanzen richtig kennenlernen will, der muß auf seinen botanischen Streifzügen auch hier und da mal ruhig ein Pröbchen von diesem oder jenem Blättchen zu sich nehmen. Hat er erst einmal ein Wermutblättchen zerkaut, so vergißt er sein Leben lang nicht mehr, wie Wermut schmeckt. Auch Engelsüß und Bittersüß, Sauerampfer und Mauerpfeffer wollen geschmeckt sein, ehe sie uns ihren wahren „Charakter" enthüllen. Die Namen Essigbeere und Pfefferling bekommen auch erst einen Inhalt, wenn man von ihnen eine Zungenprobe genommen hat. Andere Pflanzen wieder wollen „gerochen" sein. Dazu gehören Knoblauchkraut, Dill, Kerbel, Nelkenwurz, ebenso der Sumpfporst, der, nebenbei gesagt, den Beinamen „Mottenkraut" führt, weil man tatsächlich darauf kommen kann, ihn als Schreckmittel gegen Motten und anderes Ungeziefer zu verwenden.

Zum Schluß noch ein Wort zum botanischen Sammeln. Der Junge, bei dem erst einmal das Interesse für die Pflanzenwelt erweckt worden ist, wird fast immer darauf verfallen, sich ein Herbarium anzulegen. Das ist ganz schön und gut, warum aber immer tun, was andere vorher auch schon getan haben. Tragen die Pflanzen nicht auch Früchte und Samen? An einer Sammlung von Samenkapseln kann man nicht nur die Formenschönheit dieser pflanzlichen Schöpfungen bewundern (wenn auch die bunten Farben der Blüten fehlen), sondern es läßt sich sehr gut in Gegenüberstellungen die Verschiedenartigkeit in der Aufbewahrung der Samen und ihr Schutz gegen Witterungseinflüsse und die Technik ihrer Verbreitung studieren. Und die Samen selbst sind ebenso interessant. Da gibt es tüchtige Flieger unter ihnen: Löwenzahn, Weidenröschen, Kiefer und Ahorn, verschieden ausgerüstet mit Flugfedern oder Flughäutchen. Andere wieder bohren sich, wenn sie bei der Reife von der Pflanze weggeschleudert werden, in den Boden ein, wie es der Samen vom Reiherschnabel tut. Noch andere sind zum Schwimmen ausgerüstet, und viele klammern sich an Mensch oder Tier fest und werden weit verschleppt. Die Samen von Zweizahn, Klette und Knopfkraut sind besonders hartnäckig darin.

So bietet die Pflanze in allen Phasen ihres kurzen Lebens eine Fülle des Interessanten und Bewunderungswürdigen; und immer Neues läßt sich finden, wenn der Mensch drei Dinge mitbringt, die dem botanischen Forscher eigen sein müssen: Liebe zu seinen stummen Freunden, viel Geduld und Freude am Entdecken.

W. Bastine.



Hilfe bei der Schularbeit

Unserer Rechenstunde

Aufnahme: Walter Remmel

Die Zeitrechnung

Wir wollen uns heute mit der Zeitrechnung befassen. Zuvor nehmen wir noch Bezug auf unsere Rechenaufgabe aus dem letzten Teil der Schlußrechnung („Reichs-Elternwarte" Nr. 17): 600 kg Roggenstroh kosten 14,40 RM; wieviel kosten 475 kg?

1. **Lösung!** (Kettensatz)

600 kg kosten 14,40 RM
100 kg kosten 14,40 RM : 6 = 2,40 RM
25 kg kosten 2,40 RM : 4 = 0,60 RM
475 kg kosten 0,60 RM mal 19 = <u>11,40 RM</u>

(Nebenaufgabe: Wir erkennen auf Grund der Verwandtschaft der Zahlen, daß 25 in 475 ohne Rest, nämlich 19 mal, enthalten ist!)

2. **Lösung!** (Bruchstrich!) Mit Pfennig gerechnet!

Ansatz: 600 kg kosten 1440 Rpf
475 kg kosten ? Rpf

Bruchsatz (am Bruchstrich)

$$\frac{\overset{19}{\cancel{475}} \cdot \overset{60}{\cancel{1440}}}{\underset{24}{\cancel{600}}} \text{ Rpf} = 1140 \text{ Rpf} = 11,40 \text{ RM}$$

Erklärung: Siehe „REW." Nr. 17! Wir kürzten zunächst 600 und 475 mit 25, dann 24 und 1440 mit 24! Es verbleiben die Zähler 19 mal 60! Die Nenner sind weggekürzt! Dahin waren wir ohne Bruchstrich auch gekommen. Ergebnis wie vorhin.

3. **Lösung!** Wir rechnen mit Mark. Wenn wir die Zahlen **über** dem Bruchstrich als Zähler (und die **unter** als Nenner!) auffassen, dann vermeiden wir Dezimalzahlen und Gemischte Zahlen am Bruchstrich. Aus 14,40 RM machen wir $^{144}/_{10}$ RM, (das ist kürzer als $^{1440}/_{100}$ RM!); also:

Ansatz: 600 kg = $^{144}/_{10}$ RM
475 kg = ? RM

Bruchstrich:

$$\frac{\overset{19}{\cancel{475}} \quad \overset{6}{\cancel{144}}}{\underset{\cancel{24}}{\cancel{600}} \quad 10} \text{ RM} = \frac{114}{10} = 11,4 = 11,40 \text{ RM}$$

Wir sehen also, daß die **Lösungswege** verschieden sind — das Ergebnis aber immer gleich ist. Daß es gleichgültig ist, an welchem Ende des Bruchstrichs, ob links ob rechts, wir hinzu-

zuschreiben beginnen, sagten wir bereits. Die Wurst hat auch zwei Enden; und ihr ist es gleich, von welchem Zipfel aus sie verzehrt wird. — Wenden wir uns nun der Zeitrechnung zu. Was finden wir in unserm Rechenbuch? Die Grundschule, also die ersten vier Schuljahre, und die oberen Jahrgänge beschäftigen sich alle eingehend mit der Zeitrechnung. Ein Beweis für ihre Wichtigkeit! Wir lesen in unserem Rechenbuch die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte: Wie man die Zeit einteilt. — Ausflüge und Reisen. Benutze den Fahrplan! — Der Kalender als Rechenbuch. — Altersberechnungen. — Aus der Familie. — Aus der Geschichte. — Die Jahreszeiten. — Die mitteleuropäische Zeit. — Und erkennen daraus: Interessant und lebensnah ist dieses Rechengebiet! — Die Zeit! Wann fängt sie eigentlich an? Wann hört sie auf? Das sind Fragen nach der Ewigkeit! „Wieviel Sekunden hat die Ewigkeit?" Diese Frage stellt der König dem Hirtenbüblein im gleichnamigen Märchen von Gebrüder Grimm. Und was antwortet das Hirtenbüblein? „In Hinterpommern liegt der Demantberg; er hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran. Wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei." Setzen wir das Dasein der Erde in Beziehung zum Zeitraum eines Tages, dann müssen wir vergleichsweise bekennen, daß der Eintritt der Menschen in die Geschichte in der letzten Sekunde des Tages erfolgt ist — um 23 Uhr 59 Minuten 59 Sekunden! Und da wollen wir uns vermessen, Fragen nach „der Zeit" zu stellen? Ja, das tun wir! Wir rechnen „in" Zeit und haben uns sogar erkühnt, die „Zeit" einzuteilen! Denken wir also nicht weiter über den philosophischen Begriff Zeit nach — sondern halten wir es mit dem Wort: Carpe diem! (Nützet die Zeit!) Und rechnen! Da lernen unsere Kinder, daß jeder größere oder kleinere Teil der „Zeit" ein Zeitraum ist! Sekunden, Minuten, Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende — die Astronomie fährt fort in Lichtjahren zu rechnen, wobei ein Lichtjahr die vom Licht in einem Jahr zurückgelegte Strecke ist (rund 9½ Billionen Kilometer). Das sind Stationen der „Zeit", die der Mensch eingeteilt hat! Wir Großen denken wohl im hastigen Tagesgetriebe oft nicht daran, daß Tag, Monat, Jahr nicht willkürlich „eingeteilt" sind. Ein Tag ist die Zeit, in welcher sich die Erde einmal um ihre Achse dreht, also in 24 Stunden bzw. in 1440 Minuten (24 mal 60) bzw. in 86 400 Sekunden (1440 mal 60). Die Erde tut aber noch ein übriges: sie dreht sich auch dabei um die Sonne! Hierfür braucht sie rund 365 Tage, genau 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden. Das Kalenderjahr, wie man diesen Zeitraum heißt, rechnen wir drei Jahre hintereinander zu 365 Tagen; das folgende vierte zählt dann aber 366 Tage — in den Februar ist ein Tag eingeschaltet, wir haben das sogenannte Schaltjahr. (Wer am 29. Februar geboren ist, hat also nicht jedes Jahr Geburtstag!!) Schaltjahre müssen sein, sonst stimmt unsere Zeitrechnung nicht. Nachdenken! Jede Jahreszahl, die ohne Rest durch 4 teilbar ist, gilt als Schaltjahr, also das nächste Schaltjahr ist 1940; da müssen die Monatsgehaltsempfänger bzw. ihre Hausfrauen den Haushaltsvoranschlag um einen Tag „dehnen" —! Und hierbei macht man wieder einen Fehler: 5 Std. 48 Min. 48 Sekunden mal vier — d. h. 4 mal ¼ Tag (6 Std.) — ergibt ja gar nicht einen vollen Tag! Wir sind also der Erdenzeit wieder voraus! Im Laufe der Jahrzehnte macht das schon Stunden und Stunden aus. Darum gleicht man aus, indem man bei den Jahreszahlen, die reine Hunderter sind (1700, 1800, 1900, 2000), nur die Jahreszahlen als Schaltjahre nimmt, deren reine Hunderter ohne Rest durch 4 teilbar sind. Also 1200, 1600, 2000 usw. sind Schaltjahre; 1700, 1800, 1900, 2100 usw. sind keine Schaltjahre. So versucht man, Erdumlaufszeit um die Sonne und menschliche Zeitrechnung in Harmonie zu halten. — Unsere Zeitrechnung nennen wir die christliche, weil wir mit der Geburtsstunde Jesu Christi das Jahr 1 beginnen. Selbstverständlich besteht die Erde schon seit unvorstellbaren Zeiten — darum nennen wir die Zeit vor unserem Jahre 1 die vorchristliche Zeit. Wir sind jetzt im Jahre 1939 n. Chr., das heißt, seit Christi Geburt sind 1938 Jahre verflossen. 1200 v. Chr. bedeutet: Zurückrechnen von dem Jahre der Geburt Christi bis 1200, also ist der Zeitpunkt 1200 Jahre vor unserem Jahre 1 gemeint. Die heute gebräuchliche Schreibweise 1200 v. Ztr. (vor Zeitrechnung) oder 1200 v. Zw. (vor Zeitenwende) will dasselbe besagen. Von 9 v. Ztr. bis 9 n. Ztr. ist ein Zeitraum von 18 Jahren. Finden wir keine nähere Bezeichnung hinter der Jahreszahl, so ist das Jahr nach Zeitenwende, bzw. nach Christi Geburt, gemeint.

Den Jahreszeitraum unterteilen wir in 12 Monate oder in rund 52 Wochen. Diese Einteilung ist auch wiederum nicht willkürlich gewählt, vielmehr sind hierfür die Mondbewegungen bzw. Mondgestalten richtunggebend gewesen. Der Zeitabstand von Neumond zu Neumond beträgt etwa 29½ Tage. Der halbe Tag läßt es nicht zu, das Jahr in gleiche Monatsabschnitte zu teilen. So kommt es, daß ein Monat 30, ein anderer 31 und der Februar gar 28 Tage hat. (Im Schaltjahr 29 Tage!) — Nebenbei bemerkt: Nicht überall auf der Erde finden wir unsere Zeitrechnung! (Die Mohammedaner, die Russen z. B. gehen andere Wege!) — In unserer Zeitrechnung unterscheiden wir laufende und verflossene Zeit. Am 20. April 1889 hatten wir verflossene Zeit: 1888 Jahre 3 Monate 19 Tage! Umgekehrt antworten wir auf die Frage: Welches Datum hatten wir, als 1888 Jahre 3 Monate 19 Tage n. Ztr. verflossen waren? Den 20. April 1889. Wollen wir hierbei auch gleich klarstellen, was es mit dem Begriff Jahrhundert auf sich hat. Wir leben jetzt mit dem Jahre 1939 im 20. Jahrhundert! Es hat begonnen am 1. Januar 1901 und endet am 31. Dezember 2000. Das friederizeanische Jahrhundert z. B., das 18. also, umfaßt den Zeitraum vom 1. Januar 1701 bis 31. Dezember 1800. — Bei allen unseren Zeiträumen unterscheiden wir den Anfang, das Ende und die Dauer des Zeitraumes. Aus zweien dieser Teile läßt sich der dritte berechnen. Und damit beschäftigt sich hauptsächlich die Zeitrechnung. Unsere nächste Rechenstunde soll uns praktische Aufgaben dieser Rechnungsart bringen. —

Willy Kranz

Leser fragen wir antworten

Liebe Reichs-Elternwarte!

Mein Mädel ist jetzt 10 Jahre, aber seit einem Jahre spricht sie einige Worte drei- bis viermal, ehe sie den Satz zu Ende hat. Wir haben festgestellt, daß dies besonders stark auftritt, wenn sie erkältet ist. Aber auch beim Spiel, also in der Erregung merken wir immer wieder, daß sie stottert. Unser Arzt in unserer kleinen norddeutschen Stadt legt dem keine Bedeutung bei. Er meint, sie solle langsam sprechen; dann aber bekommt sie gar nichts raus. Da Sie in der „Reichs-Elternwarte" schon öfters über „Kinder, die uns Sorge machen" geschrieben haben, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir einen Rat geben könnten.

Frau Sch.

Wir antworten:

Sehr geehrte Frau Sch.!

Ich bitte Sie, zur gründlichen Beurteilung Ihres Kindes noch einmal sorgfältig zu überlegen, ob die Erscheinungen, die Sie kurz beschreiben, wirklich erst mit etwa neun Jahren gänzlich neu aufgetreten sind, oder ob nicht doch schon früher ähnliche Beobachtungen gemacht worden sind, vielleicht, daß die Erscheinungen früher in geringerem Grade aufgetreten sind oder auch ganz vereinzelt. Es ist aber auch durchaus keine Seltenheit, daß im 9. oder 10. Lebensjahre sich Anzeichen von Stottern ganz spontan einstellen. Häufig treten diese Erscheinungen dann sofort mit einer gewissen Heftigkeit auf, wie es bei Ihrem Kinde ja auch der Fall zu sein scheint. Die Heftigkeit der äußeren Merkmale des Leidens braucht kein Zeichen von der Schwere der Erkrankung zu sein. Wenn wir uns darüber ein Urteil bilden wollen, müssen wir das Kind sehr genau beobachten und besonders sein Verhalten beim Sprechen beachten, ob es z. B. unbekümmert darauf losplaudert, ob es ungerne spricht, ob es innerlich erregt ist usw.

Es gehört zu den Eigenarten des Stotterleidens, daß es außerordentlich wechselnd auftritt, daß die äußeren Kennzeichen, nämlich das Wiederholen der Wort- und Satzanfänge oder das Drücken und Pressen beim Sprechen, heute vielleicht sehr stark auftreten, morgen aber ganz ausbleiben. Einige Kinder sprechen morgens fast ohne Hemmungen, andere abends, diese sprechen bei gutem Wetter gut, andere bei Regenwetter; auch das Allgemeinbefinden spielt für das Gelingen der Sprechbewegungen bei Stotterern eine große Rolle.

Wenn Sie also beobachten, daß Ihre Tochter bei Erkältungskrankheiten auch besondere Schwierigkeiten beim Sprechen hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß die organische Behinderung, wie sie ja eine Erkältungserkrankung mit sich bringt, die Ursache für das schlechtere Sprechen ist, wahrscheinlich macht sich nur das verschlechterte Allgemeinbefinden auch in der behinderten Sprache bemerkbar. Es kann aber auch sein, daß an irgend einer Stelle der Luftwege ein kleiner Schaden besteht, der sich während der Erkältung besonders bemerkbar macht und nun auch besonders auf das Sprechen wirkt. Ich würde Ihnen deshalb raten, einmal einen Facharzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten zu Rate zu ziehen, falls Sie einen Spracharzt dort nicht erreichen können. Dieser Arzt kann Ihnen sagen, ob das Stotterleiden vielleicht durch einen organischen Mangel an der gesamten Sprachmuskulatur ausgelöst worden ist. Die eigentliche Ursache des Leidens darf man in der Beschaffenheit der Organe und in ihrer Tätigkeit nicht suchen, diese liegt viel tiefer im Kinde veranlagt.

Sie werden jetzt auch schon erkannt haben, weshalb die Stottererscheinungen heftiger werden, wenn das Kind geschlagen wird. Es ist die innere Erregung, die in solchen Fällen den kleinen Menschen durcheinanderbringt, und die sich nun auch auf die Sprache auswirkt. Die Sprache ist eben „die schwache Stelle" bei Ihrer Tochter, und was ihr auch begegnet, das schlägt ihr auf die Sprache. Die Sprache ist immer in Mitleidenschaft gezogen. Und je mehr sich das Kind in solchen Augenblicken erregt, um so schlimmer wird es mit dem Sprechen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das Kind vor allen Aufregungen möglichst bewahrt werden muß, wenn eine Besserung der Sprache erwartet wird. Besonders wollen Sie darauf achten, daß das Kind in den Augenblicken, wenn es erregt ist, nicht auch noch zum Sprechen angehalten wird. Das wäre Gift für das Mädel. Verhindern Sie also möglichst jede sprachliche Aeußerung während der Erregungszustände; aber das soll für das Kind unauffällig geschehen; keineswegs kann man da mit Verboten arbeiten; denn das würde doch von neuem aufregend wirken. Sie werden als Mutter schon den richtigen Weg finden! Es wäre gut, wenn Sie auch dem Lehrer des Kindes eine dahingehende Bitte vortragen würden; er wird dann gerne durch sein Verhalten ihre Absichten fördern.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch auf einen Fehler aufmerksam machen, der häufig von den Eltern stotternder Kinder gemacht wird. Sie sprechen zu oft in Gegenwart der Kinder von deren sprachlichen Mängeln, sie beschäftigen sich und die Kinder selbst zu viel mit dem Leiden. Wie bei allen Krankheiten ist das auch beim Stotterleiden den Leidenden selbst wenig zuträglich. Ich rate deshalb den Eltern, sie sollen nicht immer langsames Sprechen von den Kindern fordern, sondern sie selbst sollen sich im Gespräch mit ihren Kindern zu einer ruhigen, sicheren Sprechweise zwingen. Das Beispiel wirkt auf die Kinder stärker als alle Ermahnungen und tausend Anweisungen. Ich verstehe also gut, daß Ihre Tochter nichts herausbekommt, wenn Sie sie aufgefordert haben, langsam zu sprechen. Wollen Sie es nicht einmal versuchen, mit dem Mädel ganz bewußt langsam (aber ja nicht auffallen!) zu sprechen, ihm in diesem Tempo ab und zu kleine Geschichten vorzulesen, Gedichte sagen usw.! Das Kind soll die Absicht möglichst nicht merken.

Was Sie für die allgemeine Gesundheit, für eine Kräftigung und Beruhigung Ihrer Tochter tun sollen, das wird der Hausarzt Ihnen gesagt haben, denn Vorbedingung für eine sprachliche Gesundung ist natürlich ein allgemeines körperliches Wohlbefinden. Solange Sie für die Sprache des Kindes keine spezielle Hilfe gefunden haben, ist es natürlich richtig, dem Leiden nicht zu viel „Bedeutung" zuzumessen. Aber dabei darf man als Eltern sich doch nicht beruhigen. Ich habe Ihnen einige Winke gegeben, wie Sie mit dem stotternden Kinde umgehen können, um eine Verschlimmerung des Uebels zu verhüten. Ich muß Ihnen jetzt noch ganz dringend den Rat erteilen, möglichst bald einen Facharzt aufzusuchen und Ihre Tochter von ihm gründlich untersuchen und wenn nötig, behandeln zu lassen. Diese Behandlung kann auch ein erfahrener Sprachpädagoge durchführen. Die Anschrift geeigneter Sprachärzte wird Ihnen Ihr Hausarzt nennen können.



Nicht etwa, als ob an diesem Tage etwas Besonderes geschehen sei . . Nur: im Leben eines glücklichen Kindes geschieht jeden Tag etwas Besonderes.

Mutter sah diesem Tage sogar mit einiger Besorgnis entgegen. Wird das Wetter sich halten? Wird alles klappen? Wird das Essen rechtzeitig fertig werden? Und vor allem das Kind — wird das Kind, dieses ewige Schreckenskind Purzel, das nie um Ueberraschungen und Sensationen verlegen ist — wird Purzel sich schicken, und nicht durch irgendwelche haarsträubenden Einfälle das ganze straffe Schnürchen an dem dieser Tag laufen muß, lockern und in heillosen Wirrwarr bringen

Ihrer ersten Sorge ist Mutter enthoben. Der Tag strahlt durchs Fenster wie er es herrlicher nicht tun könnte mit leuchtend blauem Himmel und jubelndem Sonnenschein. Purzel, noch im Nachthemdchen, kniet am Fenster und schaut schier verklärt in den Morgen; ihr Bettchen steht ja am Fenster nach dem Garten hin, wo die Linde steht, und die Sonnenblumen, die ihre goldenen Köpfe zusammenstecken und mit den breiten Blättern fächeln und geheimnisvoll im Morgenwind wispern. Es ist ein Morgen, so voll Frieden und Schönheit, daß er das Kind schier überwältigt.

„An allerssönsten — an allerssönsten ist es doch in' Sommer", sagt Purzel aus tiefstem Herzen. „Ja — Mutti?"

„Das hast du vor einem halben Jahr, als Weihnachten war, auch gesagt", tönt es von Mädes Bette her; sie hat sich schon hochgereckt und zieht sich d

Am Allerschönsten

Von Alice Weiß- v. Ruckteschell

Aufnahmen: Hahke

Strümpfe an, „und vor einem Viertel-jahr auch, als Ostern war."

„Denn war ja auch noch gar kein Sommer gewesen", verteidigt sich Purzel.

„War gewesen . . .", rügt die Mäde, die noch ganz in ihrem Schulmädeltum befangen ist, und sich ungeheuer viel darauf einbildet, und Purzel, in ihrer Kleinkinderunschuld ruft:

„Aber nein doch — war n i c h t gewesen!"

„Du bist doch auch zu dumm", bemerkt mit einiger Nichtachtung die Mäde, und Purzel — sehr schlagfertig, und diesmal keineswegs zu Unrecht pariert den Schlag:

„un du bis zu gesseit."

„Ihr wollt euch doch wohl nicht zanken?" wirft hier die Mutter ein, „an so einem schönen Tage zanken? Und übrigens raus und flott voran gemacht, heut hat Mutter Waschtag!"

„Au fein!" ruft Purzel, „es is am aller—allersssönsten, wenn du wass-sst!"

Ja, für dich, Purzelkind! an diesem Tage bleibt sie so ziemlich sich selbst überlassen, und Haus und Garten sind gewissermaßen ihrer Obhut und Wartung anvertraut. Auch fühlt sie sich durch den Aufruf zu unbedingter Bravheit verantwortlich am Gelingen des Ganzen. Denn die Mäde, die zählt ja nicht mehr mit. Die ist den ganzen Morgen in der Schule, und nur mittags muß das Essen für sie fertig sein, damit sie möglichst schnell wieder zu irgendwelchen unerforschlichen und wichtigen Verrichtungen verschwinden kann. Nein, Purzel möchte nicht mit der





Mäde tauschen; sie ist wie eine kleine hausgewöhnte Katze, die ganz und nur im Leben und Weben ihres geliebten glücklichen und beglückenden Zuhause sein kann.

„Hast du eigentlich den Kessel schon an?" fragte Mäde während des Frühstücks und verzieht schnuppernd das Näschen, „ich meine, es riecht schon ganz nach Wäsche."

„Ja", bestätigt Purzel strahlend und schnuppert ihrerseits, „es riesst ganz nach Wasstag". Aber sie meint etwas ganz anderes als die große Schwester.

Das Frühstück ist beendet, und Mutter drängt zur Arbeit.

„Und wo wirst du sein, wenn ich dich brauche, Purzel?"

„Wenn du mis brauchst", antwortet sie gewichtig, „denn bin is da."

„Und bis ich dich brauche?"

„Un bis du mis brauchs?, denn bin is in' Sandkasten."

Also dann ab in den Sandkasten; es erfolgt natürlich noch ein Heer von guten Ermahnungen, auf sich zu achten, besonders auf das frische Kleidchen — und vor allem nicht plötzlich einfach verschwunden zu sein.

„Aber nein", macht sie tief gekränkt, „in Sandkasten is es doch am aller — allerssönsten."

Es muß wirklich schön sein, denn als Mutter nach guten zwei Stunden eifrigen Schaffens nach ihr sieht, da sitzt Purzel wahrhaftig immer noch da, und backt und buddelt und ist einigermaßen erbost über die Störung, weil sie doch gerade als „Bürassung" ein feines Mittagessen zusammenrichtet, „und nu kommst du, un es is noch garnis fertig."

Mutter kostet dann pflichtschuldigst von dem Kuchen und Törtchen, aber sie trifft diesmal daneben. „Das is doch Pudding — un das is Soße — un das is Braten — Hammelfleissbraten — hastu das denn nis gessmeckt?"

„Ich hab mich halt geirrt, Purzel."

„So", macht sie verzeihend, und doch ein wenig mißtrauisch, „hastu das?"

Und dann entsteht eine kleine Pause, während der sie sichtlich darauf wartet, endlich wieder allein gelassen zu werden.

„Und spielst du brav weiter? Wirst du dich auch nicht langweilen?"

„Langeweilen?!" ruft sie grenzenlos erstaunt — nein, langweilen tut sie sich nie! Wenn sie auch mit allerlei Uebeln und Unzulänglichkeiten behaftet ist wie ein schwarzes Schäflein. Langeweile ist ihr ein fremdes Laster! Ihr reger und blühender Geist erfindet immer Neues, belebt alles auf eine so wunderbare Weise. „Warum denn soll is mis denn langeweilen?"

„Sollen wir nicht sehen, ob Elschen und Irmchen kommen können, damit du nicht so allein bist?"

„Nö", macht sie kurzerhand, und dann: „Halleine is am aller—allerssönsten."

Worauf Mutter sich beruhigt wieder an ihre Arbeit begibt.

Diesmal ist es Purzel, die ihre Gesellschaft aufsucht. Sie steckt das Köpfchen zum Waschküchenfenster herein und sagt:

„Bitte, liebe Mutti, oben in die Wohnung, da ssreit einer immer so."

Mutter hält inne mit Schrubben, horcht, schüttelt den Kopf.

„Ich hör doch aber nichts, Herzlieb."

„Doch, doch, da ssreit immer einer so."

„Ja, wer sollte denn das sein?"

Purzel zuckt die Achseln. „Is weiß ja nis, aber is denke, ob das nis mein Brummi sollte sein."

Ach so! Mutter versteht schon. „Da müssen wir ihn wohl holen, Purzel, gewiß fürchtet er sich alleine."

„Nein", macht sie, „so ein alter großer Kerl. Aber der langeweilt sis gewiß."

Und also steigen Purzel und Mutter hinauf, und der geliebte alte Genosse wird geholt. Mit unendlicher Zärtlichkeit drückt Purzel seine schäbige, zerzauste Schnauze an ihr rosiges Wänglein und flüstert:

„Gell, mein Herslieb, mit uns zwei is doch an aller — allerssönsten."

Und sie entrollt, nicht ohne die wohlmeinende Mahnung, nun ein Weilchen brav zu spielen und Mutter nicht zu stören.

Aber es dauert nicht lange, und sie ist wieder da. Diesmal samt Brummi, der um die Schnauze herum verdächtig sandig und staubig aussieht, und diese wenig einladende Schnauze beharrlich durchs Fenster steckt.

„Na", fragt Mutter, „was ist denn? Will der Brummi mich einmal besuchen?"

„J — a", kommt es ein bißchen zögernd, „weil du doch so halleine bist."

„Du bist ein lieber Kerl, Brummi", sagt Mutter, „aber ich kann dich jetzt gar nicht brauchen."

„Aber er", erklärt Purzel, „gebraucht dis. Denke mal, er hat dein ganzes Mittagessen aufgegessen."

„W a s hat er?"

„Alles aufgegessen", bestätigt sie erneut, „un jetzt hat er Bauchelweh."

„A—ach, der arme Brummi. Da mußt du ihn schnell einen Tee kochen."

„Ja—a—", macht sie zögernd, „aber der Brummi, der mag keinen Tee."

„Ja, dann kann ich ihm auch nicht helfen."

„Doch", macht sie, „er sagt immer, er möchte noch ein' Nachtiss, er ssreit immer, er hat Apfelhunger."

„W a s hat er?"

„Apfelhunger", wiederholt sie mit trockener Selbstverständlichkeit und großen Bettelaugen.

Ja, da bleibt nichts anderes übrig, als hinaufzusteigen und dem apfelhungrigen Brummi seinen Wunsch zu erfüllen. „Aber nun quäle mich auch nicht mehr. Sonst werde ich ja bis zum Essen nicht mehr fertig mit meiner Arbeit."

„Aber is quäle dis doch gar nis", ruft sie erstaunt, „wenn doch der Brummi ein' Apfel will."

Und dann enthüpft sie mit ihrem Apfel, aber es dauert nicht lange, und sie ist wieder da.

„Der Brummi sagt Danke für den Apfel, und er mösste bitte ssön noch ein' Apfel haben."

„Dein Brummi ist ein alter Nimmersatt, und er soll mich endlich in Ruhe lassen."

„Ja", nickt sie und wendet sich, macht aber gleich wieder kehrt.

„Aber wenn er nu aber m i s nis in Ruhe laßt?"

„Dann sag ihm einen schönen Gruß von mir, und er soll schön warten, bis zum Mittagessen."

„Aber er hat doch sson sein Mittag gegessen. Er hat bloß noch immer Apfelhunger."

„Dann soll er seinen Mittagsschlaf halten."

„Aber wenn er doch vom lauter Hunger nis sslafen kann?"

„Höre mal", sagt Mutter, „sollte am Ende der Brummi seinen Apfel gar nicht gekriegt haben, und es hat ihn ein anderer gegessen?"

„Nein", wehrt sie ab und wird dunkelrot, „er hat ihn doch ge-spielt gegessen."

„Nun", wendet Mutter zum Guten, „dann kann er ja auch gespielt satt sein."

„Der Brummi?" verplappert sie sich, aber dann besinnt sie sich eines Besseren und trollt ab.

Mutter geht mit doppeltem Eifer wieder ans Werk, es gilt, die versäumte Zeit nachzuholen, die unerbittlich vorrückt. Bald ist's Mittag, die Mäde muß ihr Essen fertig finden, damit sie rechtzeitig wieder fortkommt. Große Schwestern und Mütter haben nicht Phantasie genug, um „gespielt satt" zu sein.

Der Morgen lacht, ob allen Sorgen und Mühen und lacht sich in einen hohen Mittag hinein. Purzel klopft sich bei Tische das Bäuchlein und meint, ein „würklisses" Essen sei doch „an aller-allerssönsten." — Und so auf den Geschmack des „Wirklichen" gekommen, gelüstet es sie nun plötzlich auch nach „würklisser" Arbeit, sie verlangt, auch zu waschen, richtig mit Wasser und Seife und viel, viel Schaum, und will schrubben und bürsten und rubbeln, und eine große gewichtige Schürze umhaben, wie Mutti. „Eine große Sürze is an allersönsten."

Da aber auch die größte Schürze ein Bäuchlein nicht von allzuinniger Bekanntschaft mit Waschbrühe und Wassergüssen bewahren kann, bemüht sich Mutter, ihr diesen Plan auszureden, und da — recht wie gute Hilfsboten des Himmels — erscheinen

Irmchen und Elschen, ob sie nicht ein bißchen mit Purzel spielen dürfen. Und Purzel, plötzlich von dieser neuen Idee begeistert, fällt den Freundinnen um den Hals und führt sie dann mit aller Höflichkeit und Zuvorkommenheit einer in Gastfreundschaft geübten Hausfrau zum Sandkasten.

Sie jubelt: „Fein, daß du da bist Irmssen, mit dir is doch an allerssönsten!“ Und sagt dann — und durchaus nicht nur als Höflichkeitsphrase — das Gleiche zu Elschen.

Mutter trägt schon den ersten Korb voll Wäsche zum Hängen hinaus, als Irmchen und Elschen zum Kaffeetrinken abziehen müssen. Purzel sieht sie ohne großes Bedauern scheiden: „Trinken wir nun auch Kaffee, Mutti?“

Gleich. Erst muß fertig gehängt sein. Und nun darf sie — o stolzeste Freude! — dabei helfen! Sie darf Klammern zureichen und manchmal ein kleines Stück aus dem Korb nehmen und selbst an die Leine hängen. Sie glüht vor Begeisterung — „hängen“, jubelt sie, „is doch das aller-allerssönste von allen!“

Und dann kriegt die fleißige Wasch-, nein, Hängefrau, ihren wohlverdienten Lohn. Ein dickes Butterbrot, ein „Küppchen“ ohne Untertasse, Tischtuch, ohne Tisch sogar — ach, wie das schmeckt! Es ist „wirklich“ gegessen, und doch wieder gespielt, und das Herz schlägt hoch, und die Augen werden weit vor Glück und Eifer und köstlichem Wohlbehagen.

Glucks, glucks, glucks, nun ist das Kümpchen leer — und nun fliegt sie auf Mutter zu, hängt sich an ihre Schürze, hebt ein strahlendes Gesichtchen zu ihr auf, und flüstert: „Ach, du liebe Mutti, mit dir is doch an aller-allerssönsten!“

Natürlich muß gerade in diesem Augenblick die Mäde wiedergekommen sein, und sie sagt sehr von oben herab: „Sieh mal an, Purzel, ich dachte ‚halleine‘? Und dann dachte ich im Sandkasten. Und dann mit Irmchen und Elschen. — Das war doch auch alles am aller-allerschönsten.“

Aber Purzel ist nicht in Verlegenheit zu bringen. Sie lächelt ein bißchen listig zu Mutter hin, als wolle sie ein heimisches Einverständnis kundtun, und dann ruft sie triumphierend: „An aller-allerssönsten is immer das, was gerade dran is!“

Und ob die Mäde lacht und eine etwas geringschätzige Bemerkung macht, wegen „wetterwendisch“ — Mutter sieht ihrem Purzelkind in die Augen und nickt ihr lächelnd zu. Mög dir das Leben, das Schicksal, der Herrgott, mögen dir alle guten und lichten Kräfte Himmels und der Erden diese Ueberzeugung bewahren, du goldenes gesegnetes Kind!





Zwei Welten

Betrachtungen von Alfred Hiemann

Von jeher war die Straßenbahn oder, wie sie in manchen Gegenden heißt, die Trambahn für den aufmerksamen Beobachter eine jener Stätten, an denen er seine lieben Mitmenschen am ungeniertesten und treffsichersten studieren konnte. In der Eisenbahn geht das nicht so gut; in der Eisenbahn „benimmt" sich jeder, und der Weg zum Fahrkartenschalter und durch die Sperre gleicht einem läuternden Fegefeuer, nach dessen Durchlaufen der Mensch „gesetzt" ist und sich der Würde befleißigt.

Nicht so in der Straßenbahn. Da hüpft man schnell hinauf, ganz Mensch des Alltags, wie man geht und steht, da steigt man ohne Formalitäten aus, und man bemüht sich nicht so krampfhaft wie in der Eisenbahn, sein wahres Wesen hinter einer Maske zu verstecken. Mir ist es wenigstens immer so vorgekommen, als seien die Fahrgäste der Straßenbahn natürlicher, als seien sie viel viel mehr „sie selbst" als in der Eisenbahn, wo sie immer mehr oder weniger eine Rolle „spielen". Und darum nehmen Meinungsverschiedenheiten unter den Fahrgästen der Straßenbahn einen andern Verlauf als unter denen der Eisenbahn. Hier weist man eisern bestimmt auf die Gesetzesvorschriften hin und heischt, auf sie gestützt, sein Recht; dort in der Straßenbahn versucht ein jeder, je nach Temperament und Veranlagung, entweder „auf die gemütliche Tour" oder mit einem Donnerwetter, in jedem Falle aber ohne Paragraphenanruf und rein persönlich zu seinem vermeintlichen Recht zu gelangen. Und die Trambahnschaffner gelten nur als allerletzte Instanz und werden von den Fahrgästen vorkommenden Falles viel seltener bemüht als ihre Kameraden von der Eisenbahn.

Ja, man kann schon so seine Studien in der Straßenbahn machen, und wer ein Auge und ein Herz dafür hat, der erlebt auf jeder Fahrt etwas Neues, und jeder Straßenbahnfahrschein hat für ihn die Bedeutung einer Einlaßkarte zu einer Bühnenvorführung. Nur, daß die Bühne ein elektrisch betriebener, fensterreicher Wagen auf Schienen und, was sich da tut, kein Theater, sondern — das Leben ist.

Ich habe jüngst auch so ein Erlebnis auf der Straßenbahn gehabt. Vielleicht ist es den vielen anderen, die mit mir fuhren, gar nicht als ein solches bewußt geworden, vielleicht war es nur mein Interesse als Berufserzieher, das mich hier zwei kleine Fahrgäste in e i n e r Schau sehen und zwei Welten vor mir erstehen ließ.

Stieg da in den überfüllten Straßenbahnwagen ein Vater mit seinem Sohn, einem frischen Bürschchen von acht Jahren, ein. Mit bezwingender Selbstverständlichkeit eroberte sich dieser alsbald einen Stehplatz in Fensternähe, dabei den Vater, dem es doch wohl etwas peinlich war, andere zur Aufgabe ihres „Standpunktes" zu zwingen, hinter sich herziehend. Beteiligte und Unbeteiligte im Wagen schieden sich, das sah man an ihren Mienen, sofort in zwei Lager. Ich bekenne, daß ich mich zu denen schlug, die lächelnd dem resoluten Bübchen zuschauten, und die die andern, auf deren Gesichtern Empörung über so rücksichtsloses Betragen stand, ob ihres Mangels an Humor und Verständnis für den kleinen Eroberer bedauerten.

Dieser nahm weder von der einen noch von der anderen Partei Notiz. Selbstbewußt schaute er sich im Wagen um, und es störte ihn nicht im mindesten, daß die Frau neben ihm, ihn, seinen zerzausten Haarschopf und seinen Anzug, der vielleicht vor einer halben Stunde noch auf Muttis Bügelbrett gelegen hatte, jetzt aber schon wieder allerhand Kniffe und an der rechten Seite sogar einen frischen Oelfleck aufwies, kritisch musterte.

„Vati, warum hat denn unsere Elektrische keinen Anhänger?" wollte er wissen.

„Ja, warum hat sie keinen?" versuchte der Vater einer klaren Antwort auszuweichen und zugleich eine kleine Entschuldigung für seinen Sprößling bei all denen anzubringen, die durch ihn eine Belästigung erfahren hatten. „Wenn sie einen Anhänger hätte, brauchten wir alle nicht zu stehen, und eine Drängelei gäbe es auch nicht."

„Vati, die Elektrischen, die anders lang fahren, haben alle einen Anhänger. Warum denn die?"

Der Vater, dem man es ansah, daß ihm nicht wohl war, hier vor allen Menschen von seinem Söhnchen ausgefragt oder gar examiniert zu werden, wußte eine plausible Erklärung abzugeben: „Die fahren alle hinaus aus der Stadt, dorthin, wo die großen Fabriken stehen oder gar noch weiter bis zum großen Freibad, und die Straßenbahnverwaltung weiß, daß viele Menschen sie benutzen werden und hat deswegen noch einen Wagen angehängt."

„Was sind denn das für Fabriken?"

Ich zitterte einen Augenblick für den Vater, aber der wurde immer sicherer und er hatte wohl in der Frage seines Jungen einen Klang gehört, der ihm verriet, daß es nicht die bloße Fragelust war, die diesen zu fragen veranlaßte, sondern wirkliches Interesse, und deshalb fertigte er ihn auch nicht mit einem ungeduldigen „Sei doch still!" oder mit einer nichtssagenden Antwort ab, sondern er erzählte ganz schlicht, daß in der einen Fabrik Glühbirnen, in der andern aber Emaillegeschirr — „Du weißt doch, unsere Eimer und Muttis Abwaschwanne!" — hergestellt würden. „Vielleicht auch Straßenschilder."

„Vati, ist dieses Straßenschild aus Emaille?"

„Ja, mein Junge."

„Vati, warum ist denn bei dem Straßenschild hier an der Ecke eines höher angeschraubt als das andere?"

Ich war gespannt und besorgt, wie sich der Vater bei dieser Frage aus der Affäre ziehen würde. Aber meine Besorgnis war unbegründet: An zwei oder drei Eckstraßenschildern ließ er den kleinen Frager erkennen, wie zweckmäßig es war, die Straßenschilder untereinander anzubringen, weil sonst in gewissen Blickwinkeln eines das andere überdeckt hätte.

Hier zollte ein Herr, der bislang den gänzlich Uninteressierten zu spielen versucht hatte, Vater und Sohn Beifall: „Mir ist das bisher noch nicht aufgefallen, was so ein Kind nicht alles sieht!"

Ja, was ein Kind nicht alles sieht! Daß die neuen Straßenschilder „deutsche" Schrift haben, daß die Lastautos, die weit über das Fahrzeug hinausragende Gegenstände befördern, ein rotes Tuch an deren Ende befestigt hatten, daß da, wo die Straßenbahn wegen Bauarbeiten eingleisig wurde, rote und grüne Signallampen aufflammten, daß da vor dem Toreingang, wo eben ein Auto herauskam, ein Mann eine Flagge geschwenkt hatte usw. usw.

„So ein Junge kann einen ja mit seinem ewigen Gefrage zur Verzweiflung bringen!" murmelte mißvergnügt einer der Fahrgäste, einer der wenigen, die das frische Kerlchen im Laufe der Fahrt nicht auf „seine Seite" hinübergezogen hatte, als er am Bahnhof, dem Fahrziel der meisten Wageninsassen, ausstieg. Zustimmung fand er keine.

Vater und Sohn erhielten jetzt einen Sitzplatz so weit von mir entfernt, daß ich ihr Gespräch nicht länger verfolgen konnte.

Meine Aufmerksamkeit wurde auch durch ein anderes Kind in Anspruch genommen. Mit seiner Mutter war ein Mädchen eingestiegen, ach, was sage ich: eine kleine Dame von großer Schönheit. Zwei dunkle Augen mit langen Wimpern schauten ernst aus einem ebenmäßigen Gesichtchen. Pastellfarben die Wangen, rot die Lippen und fast schwarz das Haar und — wohlfrisiert. Keine Strähne, die nicht an der richtigen Stelle lag. Ein blütenweißes Hängekleidchen mit einem ebensolchen Umhang, weiße Söckchen und schwarze Lackschühchen von untadeligem Glanz vollendeten das anziehende Bild. Fast glaubte man, eine Puppe aus dem Schaufenster eines Konfektionsgeschäftes vor sich zu haben, so unwirklich schön war dieses Kind, das jetzt von seiner Mutter mir gegenüber einen Platz angewiesen erhielt.

Ehe es ihn einnahm, staubte es ihn mit dem Taschentuch ab, dann setzte es sich, zupfte das Kleidchen glatt, schlug graziös ein Bein über das andere und — fing an in einem Buch zu lesen.

Sieben oder allerhöchstens acht Jahre mag das kleine Dämchen alt gewesen sein, das da mir gegenüber saß. Wenn es mal aufschaute und sich unsere Blicke begegneten, versuchte ich mit einem kleinen Lächeln irgend eine Beziehung zu dem Kinde zu gewinnen. Aber es tat ungerührt, höchstens, daß die Lippen sich ein wenig schürzten, abweisend und verächtlich wollte es mir scheinen; aber vielleicht irre ich mich. Der Wagen und seine Insassen und die Welt außerhalb des Wagens waren für das Kind nicht da. Auch wohl für seine Mutter nicht, die dann und wann einmal Grund zu haben meinte, ein Härchen auf dem Kopf ihres Töchterchens glattzustreichen.

Nein — es war kein Kind, das da immer wieder nicht nur meine Blicke auf sich zog, das war eine von den Miniaturerwachsenen, wie sie einmal das Ideal der Kindererziehung darstellten. Denn an dem Kinde war nichts kindlich, und unwillkürlich schaute ich zu dem Jungen hin, der vorhin den ganzen Wagen in Aufregung versetzt hatte. Der war gerade dabei, sich mit einem Stückchen Blaubeerkuchen — eine freundliche Frau, die vielleicht zu Hause ein ähnliches Prachtexemplar von Sprößling besaß, hatte es ihm geschenkt — das nie stillstehende Mäulchen, die an sich schon nicht ganz sauberen Finger und den schönen Waschkittel zu beschmieren.

Ob das das Prinzeßchen von gegenüber auch fertiggebracht hätte? Ich konnte es mir nicht vorstellen und war böse und traurig bei dem Gedanken. Wenn ich doch ein Fleckchen in seinem Kleid oder an seinen Händen hätte entdecken können! Aber nein, nichts war zu entdecken. Es hätte nur noch gefehlt, daß irgend ein Griesgram jetzt mit dem Brustton der Ueberzeugung, der jeden Widerspruch vergeblich erscheinen läßt, gesagt hätte: „Da sieht man, wie Kinder sein sollen! Nicht so wie der naseweise Junge von vorhin, der den ganzen Wagen mit seiner Fragerei verrückt machte und dessen Benehmen jede Erziehung vermissen ließ, sondern wie dieses gesittete Mädchen!"

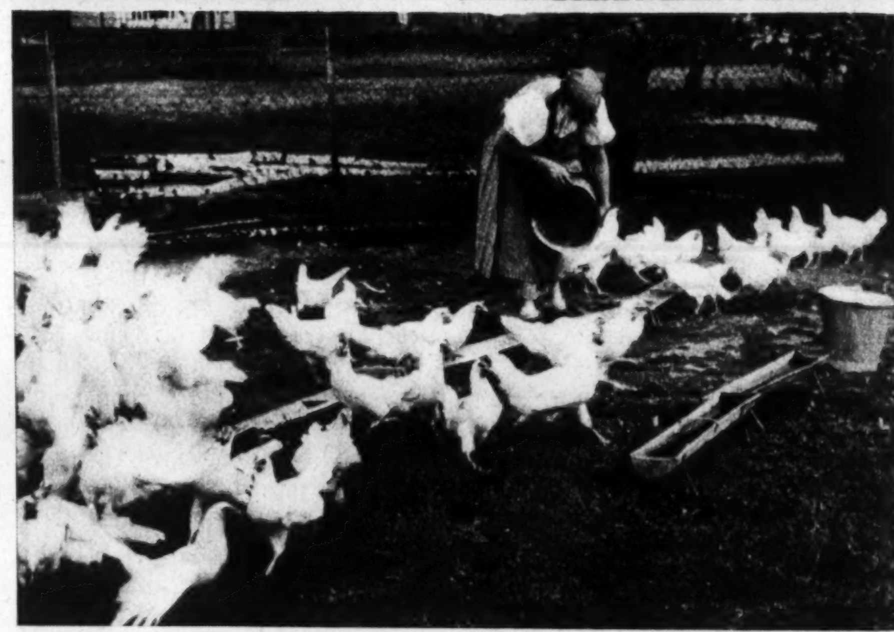
Hätte sich so ein Anwalt für dieses unkindliche Kind — was ging's mich eigentlich an? Oder ging es mich doch etwas an? — gefunden, ich glaube, es hätte so eine frisch-fröhliche Debatte gegeben, wie sie in den Straßenbahnen bisweilen üblich ist. Und dabei hätte mir mein Freund mit der Blaubeerschnute vergnügt sekundiert, das Dämchen aber von gegenüber wäre samt seiner Frau Mama entrüstet aufgestanden und hätte gesagt: „Pfui, die garstigen Menschen!"

Und dabei weiß das kleine Geschöpfchen, dem der Herrgott so viele liebe äußere Gaben geschenkt hat, nicht, daß ich ihm beweisen kann, daß es doch noch Kind ist. Ich habe nämlich beobachtet, daß seine Fingerchen beim Lesen immer noch die einzelnen Zeilen entlangfuhren, und daß bei schwierigen Wörtern seines Märchenbuches die Lippen das Wort mitsprachen, und daß es in der Hand ein kleines Lesezeichen hielt, eine kleine bunte Oblate, genau so eine, wie sie einst unser Kinderherz entzückte.

Und das versöhnt mich einigermaßen.

Mädel im





Ich kann mir nicht helfen, wenn ich ein Stadtmädel wäre und sollte das Pflichtjahr machen, ich ginge nur aufs Land! Jeder Mensch, der auf dem Lande aufgewachsen ist, weiß, daß man den Städtern gegenüber einen großen Vorteil hat: man hat — und das ist das Wichtigste — seine Jugend in der Natur verbracht. Dieses Naturerleben als junger aufnahmefähiger Mensch ist von ausschlaggebender Bedeutung, denn es weitet die Anlagen und macht stark und widerstandsfähig. Nun wird ja den Stadtmädeln durch das Pflichtjahr einmal Gelegenheit geboten, das Landleben kennen zu lernen. Sie erleben dadurch nicht das Land in Ferienstimmung und auf Urlaub, sondern sie erleben ein ganzes Jahr lang den Ablauf der Jahreszeiten, des Keimens, Wachsens, Reifens in der Natur und die ländliche Arbeit: Pflügen, Säen, Pflegen, Ernten und Haushalten. Ein Erlebnis, das für die Entwicklung der Mädels gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Es ist das Urerleben der Menschheit! Kein Städter weiß, was die Natur dem Bauern ist: Erdreich, reiche Erde, die ihn täglich beschenkt, wenn er sie zu pflegen und zu warten weiß. Kein Städter weiß, was das Tier für den Menschen bedeutet: Arbeitskamerad, Pflegling und Nahrungsspender. Persönlicher Einsatz, völlige Einsatzbereitschaft wird hier stündlich gefordert. Alle Mädel, ob sie nun näher an der Maschine sitzen oder hinter dem Ladentisch stehen, oder wo auch immer sie ihren Platz ausfüllen werden, nehmen und behalten das Pflichtjahr als ein köstliches Erinnern. Natürlich heißt es auch hier: arbeiten. Aber es ist nicht eine erlösende Arbeit, eine freudige Arbeit für einen jungen Körper, zu zeigen, was er kann, sich tüchtig zu bewegen und einmal etwas anderes zu tun und neues kennen zu lernen? Und das Wichtigste: die Mädel helfen durch ihre Arbeit anderen und machen sich nützlich! Das ist der zweite große Gedanke des Pflichtjahres, daß jeder Mensch, ehe er anfängt sein Leben aufzubauen, einmal unmittelbar einen Dienst am Volksganzen tut. Wo

Pflichtjahr

aber wäre der Gedanke schöner zu verwirklichen, als auf dem Lande beim Bauern, der heut sich selbst über seine Kraft einsetzen muß?

So traf ich die fünfzehnjährige Käte, die mit den Bäuerinnen zusammen auf dem Felde Kartoffeln hackte. Sie kam aus einer kleinen Stadt und will später ins Büro gehen. Heute aber steht sie lachend auf dem Feld, die Sonne bräunt sie und der blaue Himmel wölbt sich über dem herrlichen weiten Land. Sie hält mit den beiden alten erfahrenen Landfrauen tapfer mit. Die Hacke gräbt sich ins Erdreich, das Unkraut wird entfernt, der Boden gelockert. Die nackten Füße des Mädels stecken in Pantoffeln; sie ist stark und freut sich an der Körperbewegung. Wie gesund sie aussieht! Und das Mundwerk steht nicht still. Sie erzählt lustige Geschichten aus der Schulzeit, man hört ihr Lachen weit übers Feld.

Ein schon älteres Stadtmädel, die sich äußerlich noch nicht ganz zum Landmädel umgewandelt hat, sitzt vorm Bauernhaus mit dem kleinen Jochen auf dem Schoß und füttert ihn. Stolz und glücklich berichtet sie, wie der Junge gedeiht, und wie regelmäßig und sorgfältig sie ihn pflege. Die Bäuerin wird auf dem Feld und im Garten gebraucht, und da muß sie sich hauptsächlich der Kinder annehmen, weil sie im Augenblick der Bauersfrau so am besten hilft.

Hühner rupfen sich nicht so einfach, auch das muß man erst lernen, aber ein Stadtmädel lernt schnell. Ihr ist der ganze Hühnerstall überlassen, was für die Bäuerin eine große Entlastung bedeutet. Wenn man ein Dutzend Hühner, die zum Verkauf bestimmt sind, rupfen muß, sind zwei Hände mehr eine sehr willkommene Hilfe.

Auch bei der bäuerlichen Hauswirtschaft sah ich die Mädels: bei der großen Wäsche, im Garten, im Keller, bei den Kindern. Ich sah sie lachen und mehr oder weniger geschickt ihre Pflicht tun.

Es ist ein frohes und glückliches Hand-in-Hand-arbeiten, nutzbringend für alle, die dienen und denen gedient wird.

Ursula Scherz









Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

13. Fortsetzung

Schließlich gelingt es unseren Männern, die Herausgabe eines Wagens zu erzwingen. Wir steigen am 10. März in unsere „Tepluschka", das ist ein Güterwagen, in dem ein kleiner, eiserner Ofen steht. Man braucht keine Jagdhundnase zu haben, um zu merken, daß in unserem Wagen Pferde transportiert worden sind. Zwei Pritschen rechts und links, in der Mitte der freie Platz für das Oefchen. Niemand von uns ahnt, was uns in diesem Wagen bevorsteht, niemand ahnt, daß wir ihn drei Wochen hindurch nicht verlassen werden.

Die Frauen und Kinder kommen auf die Pritschen, die Männer kriechen fröstelnd in die Kellerluft, die auf dem Boden des Wagens herrscht. Wir Erwachsenen können oben nur hocken, sitzen oder liegen. Den Platz, der uns zukommt, belegen wir mit unseren treuen Roßhaarmatratzen, mehr haben wir sechs Personen nicht zu beanspruchen.

Unsere Reisegenossen sind fast ausschließlich reichsdeutsche Polen, sie sind nicht unfreundlich, aber sie sind fremd. Es werden Wachen eingerichtet, die Tag und Nacht heizen. Nur eines ist schlimm, heizt man stark, kommen wir Frauen und Kinder auf unseren Pritschen vor Hitze um, heizt man weniger, beklagen sich die Männer über Kälte.

Es ist eine schwere Fahrt, wir fahren nicht auf Veranlassung der großen Organisation „Plen-Besch", d. h. Flüchtlings- und Gefangenenfürsorge, sondern auf eigenes Risiko. Es gibt immer wieder Aufenthalte, stundenlang, tagelang. Wiederholt sollen wir alle aussteigen und in die Baracken gehen; man will unseren Wagen nicht weiterbefördern. Dann heißt es bitten und beschwören. Dies Hangen und Bangen, Reden und Ueberreden macht die Nerven mürbe.

Auch in dem dunkeln Wagen ist Roland die Sonne. Alle diese alten und jungen Menschen strahlen auf, wenn sie ihn sehen. Man borgt sich ihn wohl auch aus, spricht und spielt mit ihm. Er steht gesund und kräftig, blond und hell inmitten der Dunkelheit und dem Schmutze wie ein kleiner Sonnenprinz.

Je länger die Reise dauert, desto größer wird die Gefahr des Hungers. Wir hatten einen schönen Vorrat gebacken, und unsere Brotkiste erfüllte uns mit Beruhigung. Wie wir sie aber öffnen, ist in der Feuchtigkeit des Wagens alles verschimmelt. Wir müssen das Brot hinauswerfen und sehen mit Mitleid und Ekel, wie die Russen es aufheben und mit Gier verschlingen. Da wird es uns klar: Hungersnot. Wir fahren durch ein Gebiet, in dem der Hunger wütet.

Mein Mann seufzt oft: „Wenn wir doch erst über die Wolga wären, erst wenn wir sie überschritten haben, werde ich ruhiger sein." Aber es geht langsam vorwärts. Niemand beschreibt das Gefühl der Erleichterung, wenn nach tagelangem Warten auf einem toten Strang der Wagen sich endlich wieder in Bewegung setzt. Der Ruck, der dann durch alle geht, löst unwillkürlich manchen Jubelton aus. „Wir fahren, wir fahren wieder!" rufen auch die Kinder frohgemut. Ja, nur vorwärts, vorwärts, hinaus aus dem russischen Sumpfe, aus dem tausend vergiftete Gase strömen und viele Fangarme sich ausstrecken. Der Unrat längst den Eisenbahnschienen auf allen Stationen ist unbeschreiblich. Alle Aborte sind verschlossen, man weiß nicht, wohin man bei all dem Dreck den Fuß setzen soll. Für Scham und Anstand ist auf dieser Reise kein Platz; das ist für Männer schwer, für Frauen unerträglich.

Aber auch kleine bescheidene Freuden gibt es, sie wachsen wie Gräser im Felsen: zuweilen kann man aussteigen und ein paar Minuten über eine Wiese gehen, unter einem Baume sitzen, oder den Männern gelingt es, wieder Holz zu stehlen, unser Wagen hält gerade bei einer Heißwasser-Ausgabestelle. Wasser und Brot, das sind kostbare Schätze, um die sich alles dreht. Meinem Mann gelingt es zwar immer wieder, den Kleinen etwas Milch oder Quark zu bringen; die Kinder sollen um alles in der Welt nicht elend werden! Ihre Kraft ist die beste Abwehr für alle Ansteckung.

Da steigt eines Tages ein schlimmer Gast in unsere Tepluschka: einer der Polen erkrankt an Fleckfieber. Er muß mit seiner Frau und seinen Kindern ausgeschifft werden. Er verliert beide Kinder in einer Woche, und da er einen Knaben schon in Sawod beerdigt hat, kommt er kinderlos wieder heim, anstatt mit drei Kindern.

Der jüngere Knabe der Familie P., mit der wir im Waldhause lebten, erkrankt auch; es sind die Masern. Auch diese Familie verläßt den Wagen. Frau P. ist fast wahnsinnig vor Erbitterung und Angst. Es ist auch namenlos schwer, den Wagen zu verlassen, der der Heimat entgegenfährt, und am Wege liegenzubleiben. Aber noch Schwereres steht ihr bevor: sie verliert ihren Mann und ihren ältesten Sohn, den liebsten Spielkameraden der Herlein, beide an Fleckfieber.

Die Luft in unserer Tepluschka ist unerträglich. Einerseits ist es heiß, andererseits kalt. So friere ich z. B. an der Wand an, an die ich mich fest pressen muß, um den Kindern den nötigen Platz zum Schlafen zu lassen.

Wenn die Kinder nur gesund bleiben! Aber der Polenjunge, der mit Irmgard Schulter an Schulter schläft, wacht eines Tages mit Ausschlag bedeckt auf. Nun sind die Kinder vor den Masern nicht mehr zu retten. Vielleicht machen sie die Krankheit ganz schnell und leicht durch, dann brauchen sie später keine Schule zu versäumen, denke ich in sträflichem Leichtsinn und ahne nicht die Gefahren, die auch diese Kinderkrankheit in sich birgt, selbst wenn sie harmlos auftritt.

Nun sind wir über die Wolga gekommen.

Nicht im Schlitten, wie es üblich ist, sondern unser Wagen ist auf Schienen, von Pferden gezogen, herübergebracht worden. Wenn das Eis nur hält! Jetzt, Ende März! Die Wolgabrücke ist nämlich schon lange in den Kämpfen zwischen Rot und Weiß gesprengt worden und nicht wieder aufgebaut.

Die Wolga liegt endlich hinter uns! Wir atmen auf und werden doch nicht recht froh.

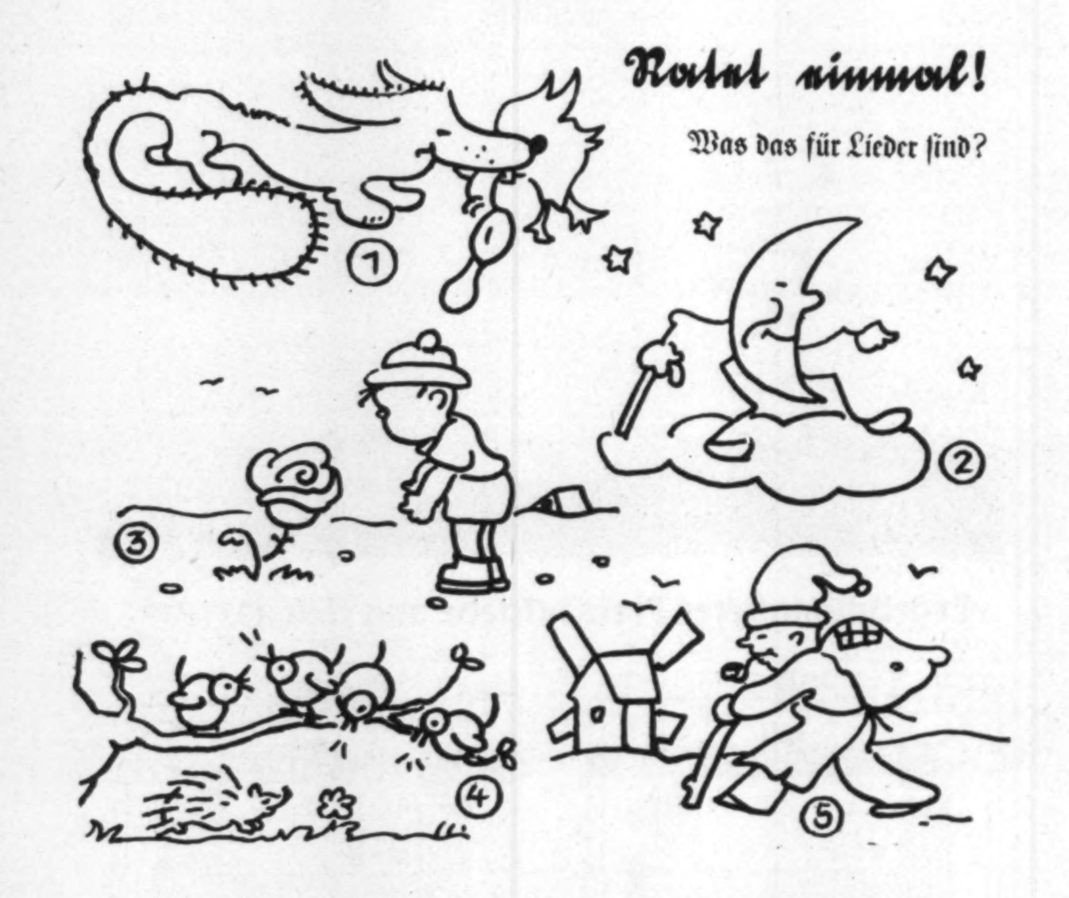
Die grauen Vögel kommen wieder und umkreisen unseren Wagen. Neue Sorgen. Die Kinder sind krank. Rotraut macht zwar die Masern spielend in drei, vier Tagen durch, aber unser Roland fiebert bis über vierzig Grad. Am anderen Tage sinkt die Temperatur, die herzbeklemmende Angst weicht, aber da naht das Verhängnis. Es fängt an zu tauen. Nun merken wir erst, wie schlecht das Dach unseres Wagens ist, der uns bald drei Wochen Obdach gewährt. Durch alle Spalten rieselt und läuft es. Unermüdlich knien wir und fangen mit den Tüchern die Tropfen ab, damit die Kinder nicht naß werden. Ja, wir spannen Schirme auf, die sich noch vorfinden und hüllen die Kleinen in Decken. Die Männer schaufeln den Schnee vom Dache, sie bitten die Eisenbahnverwaltung um wasserdichte Planen. Aber die braucht man für die Waren, auf die paar reichsdeutschen Zivilgefangenen kommt es wirklich nicht an. Man hat genug von der Sorte! Da müssen wir an das Totzkojer Lager denken, an dem wir vor kurzem, stumm, in tiefster Seele ergriffen, vorbeigefahren sind. Dort waren von 18 000 Gefangenen 8500, hauptsächlich am Fleckfieber, zugrunde gegangen. Ja, wahrlich, man hat genug von der Sorte! Was wissen die russischen Beamten von der Angst, der Verzweiflung deutscher Elternherzen?!

Nun regnet es, es gießt in Strömen, unbarmherzig. Alle sind bis auf die Haut naß. Im Wagen herrscht eine

Neue Preisaufgabe

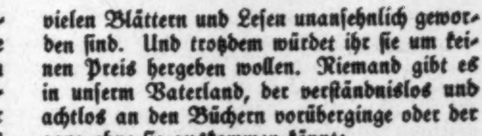
Ratet einmal!

Was das für Lieder sind?



Ja, das dürfte wohl keine leichte Aufgabe sein! Ihr seht hier fünf Zeichnungen, die je den Anfang eines bekannten Volksliedes darstellen. Schreibt mir auf einer Postkarte bis zum 5. Oktober 1939 an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17/18,** um welche fünf Liederanfänge es sich hier handelt. Diese Mühe soll auch diesmal in bekannter Weise belohnt werden. Ich setze sieben Preise aus: einen ersten Preis in Höhe von 10 RM, einen zweiten Preis in Höhe von 5 RM und fünf weitere Preise in Gestalt von wertvollen Jugendbüchern. Vergeßt aber nicht, mir eure genaue Adresse mitzuteilen und ferner euer Alter anzugeben. Vor allem aber auch: frankiert die Postkarte richtig, damit ich nicht so oft Strafporto bezahlen muß.

F r i t z.



Mit Falzbein, Pappe und Papier!

Von allen Plakatsäulen und in den Auslagen der Buchläden seht ihr jetzt Bilder, die uns ganz besonders aufmerksam machen wollen auf den Tag, der dem deutschen Buch gewidmet ist. Wir sollen einmal bedenken, was wir den Büchern verdanken und was sie für uns bedeuten! Lehrer sind sie uns, aber auch Freunde und Kameraden. Und wenn ihr eure Grammatik nicht besonders leiden mögt und oft recht unsanft mit ihr umgeht, dann habt ihr gewiß dafür auch Lieblingsbücher, die vom vielen Blättern und Lesen unansehnlich geworden sind. Und trotzdem würdet ihr sie um keinen Preis hergeben wollen. Niemand gibt es in unserm Vaterland, der verständnislos und achtlos an den Büchern vorüberginge oder der ganz ohne sie auskommen könnte.

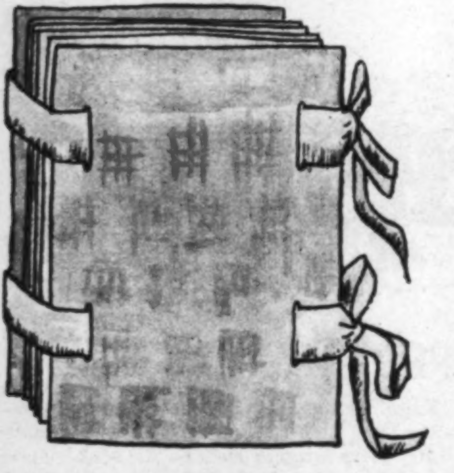
Aber ebenso verschieden wie ihr Inhalt und Zweck ist auch ihr äußeres Gewand: Vom einfachen Schulbuch, bei dessen Herstellung die Maschine zu Hilfe genommen wird, bis zum kostbaren Lederband mit Goldschnitt, mit Fleiß und Sorgfalt von kundigen Händen des Meisters gearbeitet, — wie viel Mühe und Geschicklichkeit gerade die Herstellung eines schönen Buches erfordert, mögt ihr vielleicht am besten erfahren, wenn ihr selber einmal Falzbein, Pappe und Papier zur Hand nehmt.

Allerdings kann ich euch heute nicht erzählen, wie ihr einen regelrechten Bucheinband zustande bringt. Dazu gehört allerlei Werkzeug und Hilfsmittel und vor allem Vorübung. Aber einige einfache Arbeiten, die auch große Freude machen und die Grundlage für das spätere Buchbinden bergen, kann ich euch beschreiben.



Wer könnte nicht eine feine Sammelmappe brauchen, sei es für die schönen VDA.-Bilder, die ihr in der Schule bekommt, oder andere lose Blätter. Auch Zeitschriften lassen sich praktisch in dieser verstellbaren Mappe aufheben. Wer macht gleich mit?

Wir lernen dabei gleich das Beziehen von Pappe mit Papier, was wir in der Buchbinderei immer wieder brauchen. Wir beschaffen uns also Graupappe und stellen durch Biegen die Faserrichtung fest. Biegt den Pappbogen nach beiden Richtungen, die Seite, nach der sie sich schwerer biegt, ist die festere Längsfaserrichtung. Verseht diese Seite



mit Bleistiftstrichen, damit ihr bei der Verarbeitung immer die Faserrichtung feststellen und beobachten könnt. Nun schneiden wir zwei gleich große Pappstücke zurecht. Pappe schneiden wir mit senkrecht gestelltem Messer auf uns zu, auf einer alten Pappe als Unterlage, entlang eines Metallineals. Dabei schneiden wir nicht auf einmal durch, sondern führen das Messer bis zum Durchtrennen der Stücke mehrmals über die Schnittrinne. Etwa entstehende Grate glätten wir mit dem Falzbein. Die Faserrichtung unserer Pappe lassen wir längs zum Format unserer Mappendeckel laufen. Die Deckel müssen natürlich etwas größer zugeschnitten sein als die Blätter, die darin aufbewahrt werden sollen. Nun schneiden wir das Bezugspapier zurecht, etwa knapp 1 Zentimeter größer als die Pappe und beachten, daß die Längsfaserrichtung des Papiers gleichlaufen muß mit der der Pappe. Um beim Papier die Faser festzustellen, zieht je einen Rand zwischen Daumen und Zeigefinger durch, in der Querfaserrichtung ist es nicht so fest und wellt sich. Zum Beziehen könnt ihr fertiges Buchbinderpapier kaufen oder ihr verwendet selbstgemachte Kleisterpapiere. Wenn ihr davon noch nicht gehört habt, sage ich euch ein anderes Mal, wie's gemacht wird.

Nun legen wir unseren Arbeitsplatz tüchtig mit Zeitung aus, legen das Papier darauf und streichen von der Mitte nach außen auf seine Rückseite den Kleister auf. Kleister kochen wir uns aus Weizenstärke oder lösen nach Vorschrift Trockenkleister auf. Wir lassen den Kleister etwas anziehen und streichen nochmals ein. Nun legen wir das Pappstück auf das Papier und heben dieses mit der Pappe hoch. Mit dem Handballen oder einem Lappenbausch reiben wir das Papier, das wir noch mit einem sauberen Blatt bedecken, fest an. Auf eine neue Unterlage aus Zeitung legen wir unsere Pappe umgedreht zurück. Vom Papier schneiden wir die Ecken schräg ab, etwas mehr als die Pappstärke. Nun legen wir die Längsseite um die Pappe, reiben an und drücken das Papier an den Ecken gut ein. Dann kleben wir die beiden anderen Seiten auf. Jetzt muß unser Deckel 24 Stunden in die Presse. Zwischen zwei Holzpappstücke und zwei Bretter wird er, wenn eine solche vorhanden ist, in die Presse eingespannt. Sonst kann man sich auch durch Einschieben in den Bücherschrank oder durch Daraufstellen von etwas Schwerem helfen. Kommt unser Deckel aus der Presse, so schneiden wir mit einem scharfen Messer entlang dem Lineal die ungleichen Kanten des Bezugspapiers auf der Innenseite ab. Sonst würden sie sich unter dem Futterpapier durchdrücken. Auf der Außenseite machen wir mit dem Stechbeitel etwa 1 Zentimeter vom Rand entfernt zwei Einschnitte für die Zugbänder. Nun kleben wir das kleiner zugeschnittene Futter gegen. Wieder müssen unsere Deckel in die Presse. Danach schneiden wir mit dem Messer die Einschnitte in das Futter und ziehen die beiden Bänder durch. Unsere Sammelmappe ist fertig!

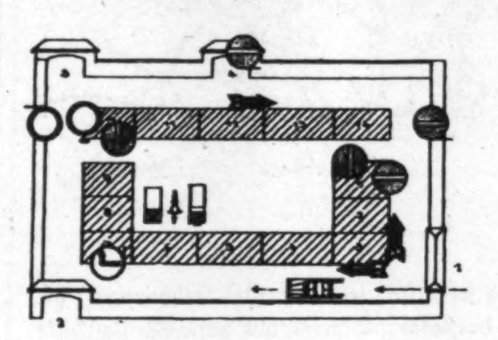
Nun noch ein kleines Büchlein: Als Fahrtenbuch, als kleines Album oder wozu ihr's sonst brauchen mögt. Aus starkem Heftdeckel schneiden wir uns den Umschlag zu, passend die Einlage aus Schreibpapier, oder zum Album aus dünnem Tonpapier. Den Rücken falzen wir in der Mitte doppelt und schneiden dann das Bezugspapier wie für die Sammelmappe aber in einem Stück zu und beziehen und füttern das Ganze wie oben beschrieben. Die Einlage heften wir mit Perlgarn ein oder befestigen sie mit einer losen Seidenschnur, die unten geknotet zur Franse aufgedreht wird.

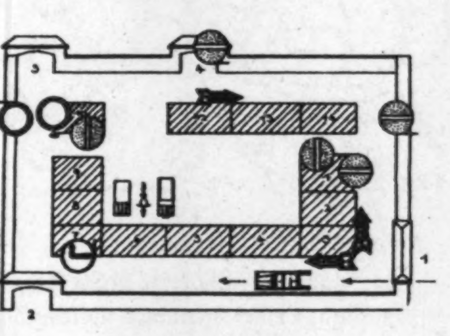
So, nun gebt acht und arbeitet recht genau, dann werden zwei kleine Buchbinderarbeiten entstehen, an denen ihr und andere ihre Freude haben können! Ulla Richter-Federmann.

★


Aufnahme: H. Freytag

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 13/1939





Am besten ist es, wenn ihr euch noch einmal das Heft 13 unserer „Kinderwarte" zur Hand nehmt. Vergleicht dann einmal die Aufgabe mit der Lösung. Seid ihr dann nicht überzeugt, daß die Schildaer Schildbürger das Haus Nr. 11 wegreißen würden, damit die Kraftfahrer die Stadt durch das Tor 3 verlassen können? Ein gut Teil von euch ist auf diese Lösung verfallen, so daß ich die sieben Preisträger durch das Los bestimmen ließ. Sie heißen: **Karl Winterhalter** in Mannheim (10,— RM), **Manfred Neubeck** in Brandenburg an der Havel (5,— RM), **Hans-Werner Rose** in Ragnit (Ostpreußen), **Horst Schneider** in Hecklingen (Anhalt), **Kurt Beckhaus** in Wernigerode (Harz), **Hans-Otto Nußbüldt** in Plau (Meckl.) und **Werner Murr** in Eilenburg a. d. Mulde (je ein wertvolles Jugendbuch).

erdrückende Atmosphäre. Die Hitze des eisernen Oefchens, der Dampf der Kleider, der beißende Rauch der Pfeifen, mit denen die Männer sich über die schlimmen Stunden hinweghelfen wollen. Und in dieser Luft liegt unser kleiner, schwerkranker Sohn. Die Krankheit, die schon, dank seiner kräftigen Natur, im Weichen war, wirft sich nun erneut auf seinen Körper.

Es ist Nacht. So gut es geht, haben sich alle gelagert und suchen im Schlafe Vergessen von der Not der Gegenwart. Ich wache allein und halte mein Kind leise wiegend im Arme. Wie es nach Luft ringt, das arme kleine Geschöpf! Eine Angst steigt plötzlich in mir auf, eine nie geahnte Todesangst: Vielleicht — vielleicht muß er sterben? Da fällt mir auch ein, daß unser Junge noch nicht getauft ist. Wir hatten es uns ja so schön gedacht, in Villa Siegwart, zur Feier unserer Wiederkehr, sollte auch unser Sohn getauft werden. Freude sollte herrschen, Wiedersehensfreude und Dankbarkeit. Wir haben geträumt, gehofft und gewartet. Nun liegt in meinen Armen ein todkrankes Kind.

Wie namenlos er leidet, der liebe kleine Kerl! Ich wecke meinen Mann, meine Schwester.

In aller Stille tauft meine Schwester unseren Sohn: Roland, Siegwart, Wilhelm. Vater unser, der Du bist im Himmel ...

Auch eine Polin ist aufgewacht. Ihre schönen, dunklen Augen sehen neugierig und mitleidig auf uns. „Sie werden sehen", sagt sie zu mir, „nach der Taufe wird es wieder besser. Manches Kind, das die Nottaufe erhielt, wurde wieder gesund."

Und der Kleine wird wirklich ruhiger. O Mutterherz, wie klammerst du dich doch an jeden Strohhalm!

Am Vormittag treffen wir im kleinen Städtchen Oriel ein. Mein Mann stürzt fort. Er will versuchen, einen Arzt zu holen, um jeden Preis. Er darf zwar den Bahnhof nicht verlassen, aber das ist gleichgültig, nur helfen, helfen! Ein Arzt, der in den Baracken angestellt ist, selbst Flüchtling, darf dieselben auch nicht verlassen. Aber den herzbewegenden Bitten des Vaters kann er nicht widerstehen. Der junge armenische Arzt Karahan geht mit.

„Es ist doch ein prächtiger Bube", sagt er, „wie kann man nur gleich die Flügel hängen lassen, und Sie", und er wendet sich an meinen Mann, „müssen viel mehr Ruhe und Zuversicht haben." Aber wie er den kleinen Patienten untersucht, wird sein Gesicht ernst. „Doppelseitige Lungenentzündung und Bronchitis. Das arme Kerlchen, wie es schnauft! Haben Sie vielleicht eine Kampferspritze, ich selber habe leider schon lange keine mehr, trotz der vielen Kranken. Und die Luft, die Luft! Muß denn so unbarmherzig gekachelt werden?"

Er sieht sich die Fieberkurve an: „Die Krise ist noch nicht gewesen".

„Sollen wir unseren Jungen doch lieber ins Krankenhaus bringen?"

Ein erschreckter Blick aus den mandelförmigen Augen des Doktors ist die Antwort. „Um Gottes willen! Kein Gedanke! Dort herrscht der Tod, die Seuchen! Seien Sie froh, in einem Wagen zu sein, verlassen Sie Rußland so schnell wie möglich! Und Ihr Bube, der ist kräftig, der kommt durch!"

Er verordnet ein Bad und verläßt den Wagen, die schwerste Sorge nimmt er mit.

„Der Junge ist kräftig, Bubi ist kräftig, er ist stark ...", das ist unser Trost, das sprechen wir uns vor, wie ein Gebet.

Beim Bade, alle im Wagen opfern gerne ihr Teewasser, liegt manch bewundernder, mitleidiger Blick auf dem Körperchen des Lieblings aller Reisegefährten. Jetzt schläft er ruhig ein, gottlob! Aber, was ist das? Unmöglich! Das darf, das kann nicht sein! Tropf, tropf, tropf, tropf! Wieder dieser eisige Regen, immer stärker, immer unaufhaltsamer. Wir können nicht mehr wischen und fangen, es geht über die Kraft. Unsere Mitreisenden packt eine Angst, sie wollen nicht noch einmal naß werden. Sie packen ihre Sachen zusammen und verlassen den Wagen wie die Ratten das sinkende Schiff. Die Schiebetür steht wagenweit offen, die eiskalte Luft strömt herein. Ich muß herunter, auf den Schlafplatz meines Mannes, unter unsere Pritsche, in Dunkelheit und Kälte. Da hocke ich, mein Söhnchen auf den Armen, wie im Grabe. Mit meinem Sohne lebendig begraben, so komme ich mir vor.

Wir selbst wollen den Wagen nicht verlassen, wir fürchten, das Unwetter könnte unserem Jungen schaden.

Nun sind sie alle fort, das Oellämpchen flackert mühsam, es ist totenstill. Ich sehe in die todestraurigen Augen meines Sohnes, unausgesetzt sieht er mich an. Als wollte er um Hilfe bitten, fahren seine Händchen über mein Gesicht, ungezählte Male, immer wieder. „Mein Junge, mein Roland, ach könnte ich dir helfen! Könnte ich doch deine Leiden auf mich nehmen!"

Kennt ihr die Augen sterbender Kinder? Wer den Blick gesehen, wird ihn nie vergessen. Ernst, groß, alles durchschauend, alles erkennend. „Sind das deine übermütigen, strahlenden Augen, Prinz Goldwimperle?" Da — ein Ruck, ein Schlag, das Lämpchen verlöscht, tiefste Finsternis. Unser Wagen wird rangiert, die ganze Nacht werden wir hin und her geschoben — unbarmherzig. Die Eisenbahner ahnen ja nicht, daß in einem Wagen des anscheinend leeren Zuges sich eine deutsche Familie befindet, die die schwersten Stunden ihres Lebens durchleiden muß. Ja, einmal hätte nicht viel gefehlt, nur ein paar Zentimeter, und die schweren Bohlen, aus denen wir ein Notdach über unserer Pritsche errichtet hatten, wären auf uns gestürzt und hätten uns alle zermalmt.

Der Schlaf ist grausam. Wie oft ruft man ihn, wartet auf ihn, sehnt ihn herbei, er aber bleibt fort. Und dann scheucht man ihn, will nichts von ihm wissen, er aber drängt sich auf, er faßt nach einem, er zwingt sich auf. So geht es mir. Sanft wiege ich mein Herzenssöhnchen und singe ihm leise, leise die geliebten Lieder. Ich schaue ihn an und doch sinken meine Lider, mein Kopf fällt immer wieder vorn über. Da nimmt meine Schwester mir den Kleinen ab. Aber nicht lange, da höre ich ihre Stimme, so zart, so weich, als streichele sie mich: „Ernachen!" Es liegt so viel unendliches Mitleid, so viel wehes Wissen in diesem einen Worte. Ich bin gleich wach, hellwach. Nun kämpft er seinen letzten Kampf, unser kleiner Held. Wir halten seine Händchen, fühlen den Puls fliegen, schwächer werden — stocken — nein, ach nein! Nun wird er wieder stärker, deutlich fühle ich das Blut unseres Jungen unter meinen tastenden Fingern pulsieren. Die Hoffnung hebt sich, wie eine Stichflamme. Jetzt senken sich die goldenen Wimpern. „Still, still, haltet den Atem an, er schläft ... Die Krisis ist vielleicht gewesen, er schläft sich gesund.

Trotz der Stille hört niemand, wie sich die Türe leise öffnet und herein tritt — König Tod.

Er sieht den kleinen Helden an und unter seinem harten Blick streckt Goldwimperle die Waffen.

Ein letztes Bäumen, ein Schlagen mit den kräftigen Fäustchen — unser Roland hat ausgekämpft.

König Tod wendet sich zum Gehen. Aber vor Erikas Lager bleibt er stehen. Da liegt sie mit offenen Augen, die zarte Blume, so weiß wie Schnee. Der Atem fliegt und zittert. Sie achtet nicht auf das Sterben des geliebten Brüderchens, sie ist zu schwach, zu matt. König Tod sieht sie an, doch ihm ist dieser Sieg zu gering. Er hat andere Gestalten gefällt in den letzten Jahren. Junge, starke Männer zu Tausenden und aber Tausenden. Er wendet sich und geht. Aber sein Gefolge läßt er zurück, die Trauer, den Gram und die Verzweiflung.

„Alles geben Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz. Alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz."

Wer hat das gesprochen? Verstehst du jetzt den Sinn? Hast du die Tiefe dieser Worte jetzt erfaßt?

Wir sind wenigstens in dieser heiligen Stunde allein, keine gleichgültigen Mienen, keine kalten Blicke.

Nun noch die blonden Seidenhärchen gescheitelt, die Händchen gefaltet. Wie groß und knabenhaft er ist, wie ernst.

Kein Blümlein, kein Sarg.

„Betet doch ein Vaterunser."

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden."

„Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern."

Welches Gebet paßt besser zu dieser Stunde?

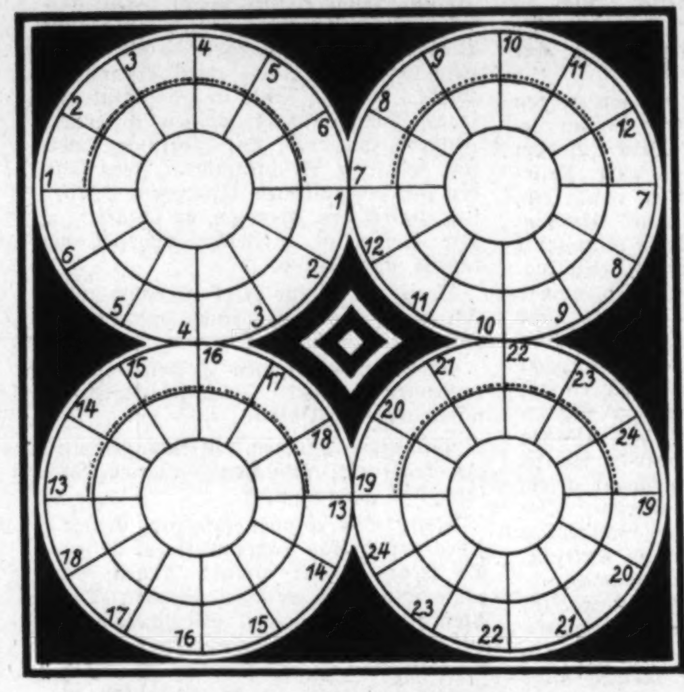
Und in den Jammer, der uns das Herz zerreißt, tönt ein feines, bittendes Stimmchen: „Ich will Pfannkuchen essen, Mutter, gib mir doch Pfannkuchen!"

Wir hören es wohl, wir verstehen es nicht. Aber meine Schwester tritt zu Erika und erschrickt über ihren Zustand. Der Puls rast, dabei kein Fieber. Ein Zusammenbruch aller Kräfte. Ich streichele die abgezehrten Händchen. Ruft Roland sein Schwesterchen? Müssen wir auch dieses Kind hergeben?

(Fortsetzung folgt.)

Kurzweil am Feierabend

Scheiben-Rätsel



In die Scheiben sind in radikaler Beziehung von Zahl zu gleicher Zahl fünfbuchstabige Wörter einzutragen. Jede der vier Scheiben hat einen gemeinsamen Zentrumsbuchstaben. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der oberen Scheibenhälften von 1—6, 7—12, 13—18 und 19—24 ein Sprichwort. Die Zentrumsbuchstaben nennen einen Fluß in Westdeutschland.

Bedeutung der Wörter: 1. Arzneigabe, 2. geographischer Begriff, 3. wichtiger Rohstoff, 4. Trinkgefäß, 5. Vogel, 6. Drama von Goethe, 7. Staat der Vereinigten Staaten von Amerika, 8. Vogel, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Hornschicht der Wiederkäuerzehen, 11. Vorfahr, 12. niedersächsischer Dichter †, 13. südmährische Stadt, 14. Bühnendichtung, 15. Stadt in Asien, 16. männlicher Vorname, 17. wie 12., 18. Stockwerk, 19. Zeitmesser (Mehrzahl), 20. Auszeichnungen, 21. altgermanische Bronzeposaunen, 22. Teil des Mittelmeeres, 23. nordische Schicksalsgöttin, 24. Gemüsepflanze.

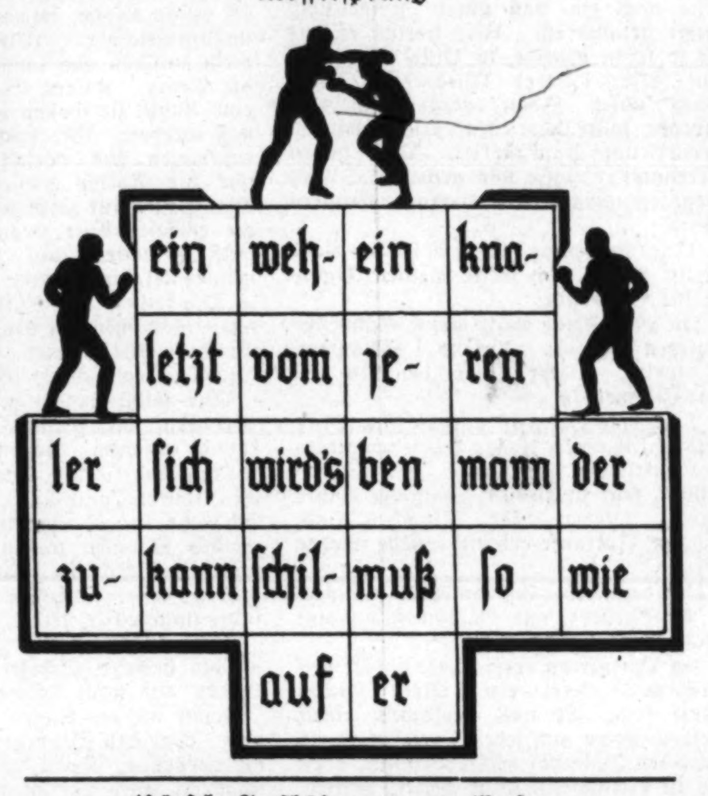
Silben-Rätsel

Aus den Silben:
a — ad — be — beer — ben — ber — bi — blät — burg — chen — de — de — del — den — dra — dün — e — e — e — ed — ein — en — en — er — fen — fer — fran — ge — ge — go — gra — han — hard — her — i — jul — ke — ken — klapp — ko — ku — le — li — li — lin — lot — maul — mi — mie — mit — mün — mund — na — napf — nei — ner — no — no — nu — o — on — pe — pi — rad — ral — rat — rei — rhön — ri — richt — ris — schaf — schul — ser — si — ta — te — te — tel — ter — ter — ter — ti — tiz — un — un — us — vi — wal — we — ze — zel — zie

sind 30 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Alfred Rosenberg ergeben.

Wortbedeutung: 1. deutscher Baumeister (Reichstagsgebäude), 2. Regenbogen, 3. storchartige Vögel, 4. deutsche Stadt (Hochseefischerei), 5. Schulaufsichtsbeamter, 6. eintöniges, endloses Jammern, 7. männl. Vorname, 8. Verkauf fertiger Waren an Verbraucher, 9. schriftliche Bemerkung, 10. römischer Kaiser, 11. Stadt in Nordwestbayern, 12. Küchenkraut, 13. germanischer Volksstamm, 14. männl. Vorname, 15. Sportgerät zu Gewandtheitsübungen, 16. Massenerkrankung, 17. Weihnachtsgeschenk, 18. Belehrung, 19. Klosterneuling, 20. Geschoß, 21. Zeitungslüge, 22. Backware, 23. Hausschädlinge, 24. Völkergruppen der Ostsahara, 25. leichte Reitertruppe, 26. Nahrung der Seidenraupe, 27. Rang der Seeoffiziere, 28. Stadt in der bayerischen Rheinpfalz, 29. Mittel zur Bodenverbesserung, 30. Verwandte.

Rösselsprung



Rätsel-Auflösungen aus Heft 17

Silbenrätsel. 1. Norderney, 2. Universität, 3. Rodelbahn, 4. Waldenburg, 5. Edelweiß, 6. Rossitten, 7. Minorität, 8. Insekten, 9. Tomate, 10. Giovinezza, 11. Abwartung, 12. Neubraunschweig, 13. Zerstörung, 14. Eisenhut, 15. Routine, 16. siebenter Himmel. — Nur wer mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. (Fr. Hölderlin.)

Sorgfältig

will auch der Anzeigenteil gelesen sein. Und wenn nicht heute, dann werden aber vielleicht im nächsten Heft Angebote sein, die gerade Sie interessieren!

Anzeigenschluß für die Nummer 20 ist am 21. August 1939

Achtung — wertes Publikum!

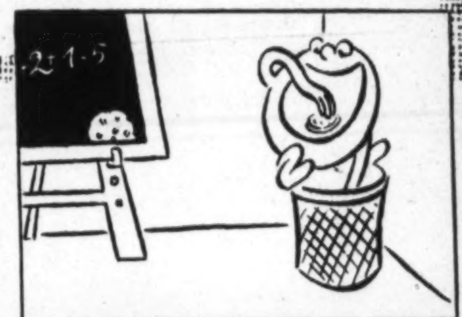
„Groschengrab"

geht wieder um!!

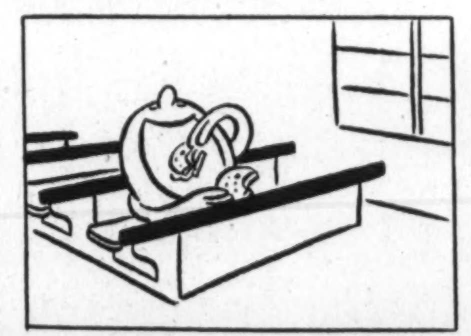
„Groschengrab" ist ein gefährlicher Räuber! Verdorbene und schlecht ausgenutzte Nahrungsmittel sind seine Beute. So mästet er sich auf fremde Kosten — sobald man nicht aufpaßt!



Eine wenig schöne Kunde
Macht jetzt überall die Runde:
„Groschengrab" ist wieder hier!
Schulen sind jetzt sein Revier.



Ohne Scham und ohne Scheu
Ist er dick und frech dabei,
In den Pulten, Abfallkästen
Sich von Eurem Geld zu mästen!



Oh, was gibt es da zu schmausen:
Frühstücksbrote, die in Pausen
Schüler-Mägen sollten schmecken,
Füll'n den Bauch jetzt diesem Schrecken!



So fließt Geld aus Vaters Kassen!
Sagt's drum an in allen Klassen:
„Nehmt nicht mehr mit als Ihr eßt,
Schafft Ihr's nicht — bringt heim den Rest!"

**Allen sollt Ihr dieses künden:
„Groschengrab" muß rasch verschwinden!**

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 133 351. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Hamburg 1, Alsterdamm 26. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.



Hänschen klein, geht allein . . . .

Ikoflex-Aufnahme: Auß